

## Rezensionen

*Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter.* Hg. v. Gerd Althoff (VuF 51), Stuttgart. Thorbecke 2001.

Der Band vereinigt die Beiträge zweier Tagungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte und teilt sich dementsprechend in zwei Blöcke, einen zum Früh- und Hochmittelalter und einen zum Spätmittelalter. „Kommunikation“ wird hier durchweg im weiten Sinne verstanden und meint sowohl mündlich-sprachliche, schriftliche wie auch körperlich-visuelle Formen der Mitteilung zwischen Menschen. G. Althoff skizziert in der Einführung die Leitthesen des Bandes: Öffentliche Kommunikation sei im Mittelalter in aller Regel zeichenhaft, symbolisch gewesen, wobei das Spektrum von Gesten über die Kleidung bis hin zu Emotionen reichen konnte; gewöhnlich seien öffentliche Kommunikationsakte zwischen den Beteiligten zuvor verabredet, ausgehandelt worden, so dass man von Inszenierungen, „Performances“ sprechen könne. Den so abgesteckten Rahmen füllen insgesamt 14 Beiträge.

M. Becher deutet das Weinen der Besiegten im frühen und hohen Mittelalter als Ausdruck der Aufrichtigkeit; die Sieger dagegen hätten mit ihren Tränen ihre Bereitschaft signalisiert, den Konflikt friedvoll zu beenden. K. Schreiner zeichnet nach, wie sich die Bedeutung der Barfüßigkeit veränderte, je nachdem, in welchem religiösen oder politischen Kontext sie vollzogen wurde. K. Görlich geht für die Barbarossa-Zeit dem Zusammenhang zwischen der Ehre und der Zahlung von Geld nach. V. Epp stellt in einer begriffsgeschichtlichen Studie die *amicitia* als ein zentrales frühmittelalterliches Modell gesellschaftlicher und politischer Bindungen zwischen Gleichrangigen, aber auch für hierarchische Beziehungen heraus; ihre Ausdrucksformen seien von der Antike bis ins Hochmittelalter hinein im Wesentlichen unverändert geblieben. H. Kamp analysiert die Bedeutung symbolischer Kommunikation bei Dudo von St-Quentin: Dieser Autor sei wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass sich die innere Einstellung einer Person in ihrer Gestik und Mimik spiegele; außerdem zeige der Text, dass „demonstrative Handlungsformen“ aus Dudos Sicht dazu dienen, Macht und Ansehen der normannischen Herrscher darzustellen. T. Reuter begreift symbolisches Handeln als eine bis ins 12. Jahrhundert hinein in ganz Europa verständliche Metasprache, die vor allem Fragen des Ranges und der Ehre thematisierte, sich aber nur bedingt für Anderes einsetzen ließ; den „Beckett-Streit“ interpretiert er als Beispiel für einen tiefgreifenden Wandel im 12. Jahrhundert, durch den es möglich geworden sei, politische Gegensätze in „der Sprache der Vernunft und des politischen Kalküls zu artikulieren“. G. Althoff beschreibt anhand hochmittelalterlicher Beispiele, wie die Akteure Versatzstücke dieser Metasprache weiterentwickeln oder in neuartiger Weise kombinieren konnten, um auch ungewohnte Konstellationen zu meistern. D. Rieger schließlich weist am Beispiel des „Girart de Roussillon“ darauf hin, dass in der Literatur des Hochmittelalters nicht streng zwischen einem (uninszenierten) „colloquium familiare“ und einem (inszenierten) „colloquium publicum“ geschieden werde, wie es die Geschichtswissenschaft für politische Beratungen angenommen hat. Zugleich erörtert er das methodisch zentrale Problem der „doppelten Inszenierung“: Nicht die mittelalterlichen Handlungen selbst, sondern immer nur deren Wiedergabe in Texten, die ihrerseits Inszenierungscharakter haben können, ist für die Mediävistik zu greifen. Ähnlich fasst H. Wenzel die mittelalterliche Literatur als „Repräsentation der Repräsentation“, in der der Adel verschiedene Handlungsmodelle habe durchspielen können; sie zeige so den hohen Reflexionsstand schon der Zeitgenossen, denen durchaus die Chancen, aber auch die Risiken inszenierter Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit bewusst gewesen seien. T. Behrmann arbeitet einen „durchgreifenden Wandel des Anredeverhaltens seit der Wende zum 15. Jahrhundert“ im Reich heraus. W. Paravicini diskutiert den Ablauf jener zwölf öffentlichen Auftritte Karls des Kühnen, die der burgundische Hofhistoriograph Georges Chastellain als „Magnificences“ bezeichnet und listenförmig zusammengestellt hat. K.-H. Spieß analysiert Fürstenhochzeiten, fürstliche Belehnerzeremonien und öffentliche Unterwerfungen im Spätmittelalter: Obwohl hier die Schrift wesentlich größere Bedeutung gehabt habe, sei doch ein reiches Repertoire an nonverbalen Kommunikationsformen nachzuweisen; so bedeutend aber inszenierte Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit zweifelsohne war, „spontanes“ Handeln der Beteiligten sei keineswegs ausgeschlossen gewesen. B. Studt beleuchtet das Ineinanderverhalten von mündlicher, schriftlicher und nonverbaler Kommunikation in der päpstlichen Kreuzzugs- und Reformpropaganda des Spätmittelalters und widmet ihre Aufmerksamkeit dabei nicht zuletzt den Konsequenzen, die die Erfindung des Buchdrucks hierfür zeitigt hat. D. Mertens schließlich stellt spätmittelalterliche Klosterreformen als „Kommunikationsereignis“ vor; dazu geht er zunächst der Geschichte des Begriffs „reformatio“ nach, um dann die konkrete Kommunikation im Ablauf der Reform von Klöstern zu rekonstruieren. Beschlossen wird der Band durch

zwei Zusammenfassungen: eine von T. Zotz (zum – insgesamt unterbelichtet bleibenden – Früh- und zum Hochmittelalter) und P. Johaneck (zum Spätmittelalter).

Steffen Patzold, Hamburg

*Günther Binding, Der mittelalterliche Baubetrieb in zeitgenössischen Abbildungen*, bearbeitet von Akiko Bernhöft, Eva Birkenstock, Laura Frahm und Maria Spitz, mit Zeichnungen von Martina Schönenborn und Angelika Steinmetz-Oppelland. Darmstadt, WBG 2001.

Laut eigenem Bekunden im Vorwort verabschiedet sich Günther Binding mit diesem Band von der Abteilung Architekturgeschichte des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, an der er schon 1970 begann, Darstellungen vom Bauen im Mittelalter zu sammeln. Dieser Katalog ist damit das Ergebnis einer jahrzehntelangen, intensiven Sammlungs- und Forschungstätigkeit, aus der bereits mehrere Publikationen hervorgegangen sind. Die um zahlreiche Einträge ergänzte Neuauflage des Katalogs verzeichnet insgesamt über 900 mittelalterliche Darstellungen aus dem Zeitraum von 800 bis 1500, von denen annähernd 800 meist in Umzeichnungen abgebildet werden, und bietet damit die wohl umfangreichste Sammlung ihrer Art. Dem großen Katalogteil sind neben dem Vorwort und einer knappen Einleitung, die die geschichtlichen Bedingungen der mittelalterlichen Bilder und die religiösen Vorstellungen, die mit ihnen verbunden waren, kurz skizziert, ein Verzeichnis der zitierten Literatur, ein Glossar der dargestellten Werkzeuge und Geräte sowie ein alphabetisch geordneter Werkzeugindex beigegeben. Die Auffindbarkeit von Werkzeugdarstellungen wird dadurch erheblich unterstützt. Die Einträge sind alphabetisch nach dem Aufbewahrungsort der jeweiligen Darstellung (von Aachen bis Zürich) vorgenommen, wobei die Katalognummern mit denen der Vorgängerbände abgestimmt wurden. Jeder Eintrag informiert über Datierung, Aufbewahrungsort und genaue Bezeichnung des Objekts (die überwiegende Zahl der Darstellungen stammt aus mittelalterlichen Handschriften, daneben finden sich auch Skulpturen, Mosaikarbeiten und Tafelmalerien), über das dargestellte Werkzeug oder Gerät und verzeichnet schließlich Abbildungsnachweise und weiterführende Literatur.

Leider sind die Katalogeinträge und Abbildungen recht unübersichtlich auf den Seiten verteilt, so dass die Zuordnung manchmal schwer fällt. Durch die alphabetische Reihenfolge stehen die Einträge zudem zusammenhanglos nebeneinander, weder chronologische noch thematische oder gattungsbezogene Ordnungen werden vorgenommen. Eine Befragung dieser reichhaltigen und verdienstvollen Materialsammlung ist jedem Forscher selbst überlassen, eine Interpretation wird nicht vorweggenommen. Binding selbst allerdings hat mit seinen grundlegenden Arbeiten zum mittelalterlichen Baubetrieb das hier ausgebreitete Material bereits intensiv bearbeitet und ausgewertet.

Dagmar Patzold, Hamburg

*Michael Borgolte (Hg.), Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik* (Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik 1). Berlin, Akademie 2001.

Was Europa ist, das ist – schon geographisch mit Blick auf die Ausdehnung nach Osten, aber vor allem historisch und politisch – seit langem umstritten. Unbezweifelbar jedoch spielte der Europa-Gedanke, der im 20. Jahrhundert immer deutlichere Gestalt annahm und das politische Handeln seither in steigendem Maße mitbestimmt, während des Mittelalters kaum eine Rolle. Trotzdem ist es natürlich legitim, der Geschichte des europäischen Mittelalters nachzugehen. Wie das – wenn nicht einfach durch Addition „nationaler“ Geschichten – geschehen kann, bedenkt unter der Leitung von Michael Borgolte seit wenigen Jahren das 1998 an der Humboldt-Universität gegründete Institut für vergleichende Geschichte Europas im Mittelalter. Die Ergebnisse erster Bemühungen, einer Tagung aus dem Herbst 1999, liegen nunmehr in dem ersten Band der Institutsreihe vor, keinesfalls jedoch schon gerundete Konzepte darüber, wie denn das europäische Mittelalter zu verstehen sei (vgl. dazu S. 13–27: Michael Borgolte, Perspektiven europäischer Mittelalterhistorie an der Schwelle zum 21. Jahrhundert). Allerdings soll, das ist jetzt schon zu erkennen, von der berühmten Formel „Europa sei Einheit in der Vielfalt“ der Aspekt der Vielfalt und Vielheit stärker betont werden. Das Mittelalter wird dabei als eine „multiversale Welt“ (S. 23) verstanden. Nicht Einheit, sondern „Einheiten“ (ebd.) sollen thematisiert werden, wobei es gilt, die Multipolarität zu demonstrieren und die Differenz-Erfahrung zu betonen. Am Ende dieses Bemühens, dessen Methode allein der Vergleich sein kann, vermag kaum eine „Ganzheit“ zu stehen, sondern lassen sich lediglich „Einzelheiten zu Fragmenten“ (S. 25) fügen.

Entsprechend diesem Ansatz liefern die Tagungsbeiträge, die um drei zusätzliche Ausführungen bereichert worden sind, zunächst auch mehr einen kaleidoskopartigen Einblick in verschiedene Bereiche der Thematik. Die Di-

vergenz und Differenz ist dabei so groß, dass sie an dieser Stelle ebenso wenig wie in dem „Versuch eines Restümees“ von Frank Rexroth (S. 371–380: Der Vergleich in der Erforschung des europäischen Mittelalters) unter einem einheitlichen „europäischen Nenner“ subsumiert werden können. Dies liegt hauptsächlich daran, dass von den beiden Polen des Tagungsthemas ‚Europa im Mittelalter‘ und ‚historische Vergleichsverfahren‘ der zweite Pol wesentlich stärker akzentuiert worden ist als der erste. „Das Band, das die Tagungsteilnehmer einte“, stellt Rexroth deshalb auch fest (S. 375), „war ein methodisches Prinzip und seine Umsetzung in der Praxis“. Das Phänomen des europäischen Mittelalters hingegen, das freilich wiederholt angesprochen wurde, rangierte dem gegenüber auf einem nachgeordneten Platz. Dies wiederum kann nicht überraschen, da Europa, wie Otto Gerhard Oexle mit Bezug auf Edgar Morin darlegte (S. 41), einen „Komplex“ darstellt, „der die größten Unterschiede in sich vereinigt, ohne sie zu vermengen, und Gegensätze untrennbar miteinander verbindet“. Die Vielgestaltigkeit Europas, in ihrer Widersprüchlichkeit ebenso wie in ihren internen Korrespondenzen, wurde daher vorrangig mit komparatistischen Mitteln in den Blick genommen. Wenigstens die Titel, unter denen dies geschah, seien hier vermerkt: Patrick J. Geary, Vergleichende Geschichte und sozialwissenschaftliche Theorie (S. 29–38); Otto Gerhard Oexle, Stände und Gruppen. Über das Europäische in der europäischen Geschichte (S. 39–48); János M. Bak, Probleme einer vergleichenden Betrachtung mittelalterlicher Eliten in Ostmitteleuropa (S. 49–64); Hans-Werner Goetz, Frühmittelalterliche Grundherrschaften und ihre Erforschung im europäischen Vergleich (S. 65–87); François Menant, Quelques possibilités de comparaison dans l'histoire rurale des XII<sup>e</sup>–XIII<sup>e</sup> siècles à partir d'exemples lombards (S. 89–96); Sławomir Gawlas, Die Probleme des Lehnswesens und des Feudalismus aus polnischer Sicht (S. 97–123); Jan M. Piskorski, Die „Königsfreien“ und die mittelalterliche Kolonisation (S. 125–133); Johannes Helmrath, Partikularsynoden und Synodalstatuten des späteren Mittelalters im europäischen Vergleich. Vorüberlegungen zu einem möglichen Projekt (S. 135–169); Daniela Rando, Mediävistische Venedig-Forschung 1850–1950. Ein erster Überblick zu Themen und Problemen (S. 171–184); Gadi Algazi, Hofkulturen im Vergleich. „Liebe“ bei den frühen Abbasiden (S. 187–196); Tore Nyberg, Frühes und spätes Mittelalter in Skandinavien – ein möglicher Vergleich? (S. 197–208); David L. d'Avray, Comparative history of the medieval church's marriage system (S. 209–221); Sverre Bagge, Medieval societies and historiography (S. 223–247); Marina Paramonova, Familienkonflikt und Brudermord in der Wenzel-Historiographie. Zwei Modelle des Martyriums (S. 249–281); Svetlana Luchitskaja, Les idoles musulmanes. Images et réalités (S. 283–298); Geoffrey W. S. Barrow, Divisions of territory in early Middle Ages. England and Scotland compared (S. 301–314); Bernd Schneidmüller, Außenblicke für das eigene Herz. Vergleichende Wahrnehmung politischer Ordnung im hochmittelalterlichen Deutschland und Frankreich (S. 315–338); Karl-Heinz Spieß, Höfische Feste im Europa des 15. Jahrhunderts (S. 339–357); Jerzy Strzelczyk, Auf der Suche nach der nationalen Identität im Mittelalter. Der Fall Polen (S. 359–369).

Alle Beiträge sind kenntnisreich und kenntnisfördernd, bei manchen erscheint der europäische Bezug vielleicht ein wenig schwach ausgebildet, alle zeugen sich jedoch von der Diversität Europas. Allerdings wird – gerade angesichts eines auf Multiversalität zielenden komparatistischen Untersuchungsansatzes – über kurz oder lang jedoch auch die Frage nach dem Gemeinsamen im multiversalen Europa des Mittelalters erneut gestellt werden müssen, werden die Spuren der Konvergenz, des Verbindenden und Einheitlichen stärker verfolgt werden müssen. Sollten sie sich nicht finden lassen, wäre die europäische Geschichte des Mittelalters nämlich lediglich ein geographisches, nicht jedoch ein historisches Phänomen.

*Franz-Reiner Erkens, Passau*

*Philippe Buc, The dangers of ritual. Between early medieval texts and social scientific theory.* Princeton, Princeton University Press 2001.

Das Buch kritisiert die mediävistische Ritualforschung, die seit einigen Jahren besonders in der Geschichts- und der Literaturwissenschaft intensiv betrieben wird. Der Vf. verfolgt im wesentlichen zwei Ziele: Zum einen fragt er nach dem mittelalterlichen Verständnis jener Akte, die in der modernen Sozialanthropologie als „Rituale“ klassifiziert werden, und nach den Konsequenzen, die die Unterschiede zwischen den mittelalterlichen und den modernen Auffassungen für die Untersuchung mittelalterlicher Rituale zeitigen. Zum anderen analysiert er die Intentionen, aus denen heraus mittelalterliche Quellenautoren über derartige Akte berichteten, und die Art und Weise, in der diese zeitgenössischen schriftlichen Deutungen ihre Wirkung entfalteten. Den beiden Untersuchungszielen entsprechend, gliedert sich das Buch in zwei Teile: In den ersten vier Kapiteln untersucht der Vf. den Stellenwert von Berichten über Rituale innerhalb frühmittelalterlicher Texte – vor allem am Beispiel der ‚Antapodosis‘ Liutprands von Cremona und der ‚Historien‘ Gregors von Tours, an Beispielen des karolingerzeitlichen Frankenreichs und anhand des spätantiken Märtyrerkults. Im zweiten Teil zeichnet er dann in drei Kapiteln die Geschichte der wissenschaftli-

chen Beschäftigung mit Ritualen vom 15. bis ins 20. Jahrhundert nach. Insgesamt arbeitet Buc auf diese Weise drei der im Titel genannten „dangers“ der Ritualforschung heraus: Gegen funktionalistische Deutungsansätze, die in rituellen Akten in erster Linie ein ordnungsstiftendes und für den Frieden förderliches Kommunikationssystem des Adels sehen, verweist Buc auf die Möglichkeit, Rituale zu manipulieren, mit ihnen zu täuschen und zu betrügen, sie zum eigenen Vorteil zu missbrauchen. Zweitens sei bei der Untersuchung mittelalterlicher Rituale zu beachten, dass sie nur in Texten aus der Feder mittelalterlicher Autoren überliefert seien; frage man nach der Wirkung solcher Akte, dann müssten die Quellen als Texte ernstgenommen und folglich als – nicht selten interessengeleitete – Versuche der Zeitgenossen gedeutet werden, die rituellen Akte zu interpretieren. Die überlieferten Texte sind aus dieser Perspektive nicht einfach nur ein Zugangsweg zu den Handlungen der mittelalterlichen Akteure, sondern sind als Teil jenes vielschichtigen Interpretationsprozesses zu betrachten, in dem ein Ritual erst seinen Sinn und seine Bedeutung erhielt. Drittens aber legt Buc dar, dass die modernen sozialanthropologischen Ritual-Konzepte, die in jüngster Zeit zunehmend von Mediävisten aufgegriffen werden, einerseits selbst in mittelalterlichen Vorstellungen wurzeln, andererseits aber einen wesentlichen Zug des mittelalterlichen Interpretationsrahmens verloren haben und daher für die Analyse der mittelalterlichen Akte letztlich wenig geeignet seien: Sie unterstellen einen „monistischen“ Deutungsrahmen, in dem es keinen Unterschied zwischen den Handlungen und den Intentionen der Handelnden geben könne. Auf das Mittelalter lasse sich eine solche „monistische“ Sicht jedoch nicht übertragen. Hier hätten die Akteure stets mit dem Teufel gerechnet und daher auch mit bewusst manipulierten Ritualen, mit Täuschungsversuchen, mit rituellen Lügen. Über Bucs Einzelanalysen wird man streiten können. Fraglich ist auch, ob Buc nicht eben jene funktionalistische Sicht, die er vehement kritisiert, auf der Ebene der Textanalyse selbst wiederholt. Insgesamt aber stellt das Buch zweifelsohne einen bedeutenden Beitrag dar zur jüngeren interdisziplinären Debatte über Rituale, symbolische Kommunikation, Inszenierungen und Performances; wer immer sich mit diesen Themen beschäftigt, wird nicht umhin kommen, Bucs Argumente zu bedenken.

Steffen Patzold, Hamburg

*Von Mohammed zu Karl dem Großen. Aufbruch ins Mittelalter.* Hg. v. Roberto Cassanelli und Eduard Carbonell. Stuttgart, Theiss 2001.

Unter bewusster Anlehnung an das vieldiskutierte Buch von Henri Pirenne („Mahomet et Charlemagne“) behandeln 12 Wissenschaftler/innen verschiedener Nationen in 13 Beiträgen in dem prachtvoll ausgestatteten, noch im Jahr seines Erscheinens ins Deutsche übersetzten Band die früheste Epoche des Mittelalters, ohne allerdings zu den Thesen und zur Transformationsproblematik vom Altertum zum Mittelalter Stellung zu beziehen. Der Schwerpunkt liegt dabei eindeutig – und in den meisten Beiträgen ausschließlich – auf der Kunstgeschichte. In diesem Sinne werden folgende Bereiche behandelt: Die islamische Kunst der Omayyaden und Abbasiden (Giovanni Curatola), die frühmittelalterlichen Barbarenreiche (Massimo Guidetti) mit eigenen Kapiteln über Westgoten (Eduard Carbonell), Merowinger (Patrick Périn, der einzige Beitrag mit archäologischer Ausrichtung, der sich zudem auf Grabsausstattungen und Kleinkunst beschränkt) und Langobarden (Roberto Cassanelli), Byzanz nach dem Bilderstreit (Tania Velmans) – leider fehlt ein Beitrag über Byzanz vor dem Bilderstreit –, der christliche Vordere Orient von Georgien bis Äthiopien (Tania Velmans), die karolingische Renaissance (Jerrilynn D. Dodds und Jenny H. Shaffer), Asturien und Katalanien (Eduard Carbonell), Dalmatien (Miljenko Jurković) sowie das islamische Spanien und Nordafrika (Gonzalo M. Borrás Gualis). Unter beschränkterer Fragestellung, nämlich der mediterranen Einflüsse, werden die Britischen Inseln (Peter Harbison) – ohne diese Einflüsse, so meint der Autor, sei die insulare Kunst nicht denkbar –, unter dem Aspekt der byzantinisch-vorderasiatischen Einflüsse wird Rom (Maria Andaloro) in das Spektrum einbezogen. – Wer unter dem vielsagenden Titel einen gediegenen Überblick über die ersten Jahrhunderte des Mittelalters erwartet hat, wird enttäuscht werden: Der Band bietet keinen umfassenden Einblick in diese Epoche, und er liefert auch keinen unmittelbaren Diskussionsbeitrag zum Problem des Übergangs von der Antike zum Mittelalter. Die Beiträge enthalten meist – mit Ausnahmen – nicht einmal eine oder nur eine sehr grobe Einordnung der jeweiligen Kunstentwicklung in das historische Geschehen. Die einzige Ausnahme, Guidettis kurze Einführung in den „Niedergang der Barbarenreiche“, bleibt eher traditionell und von neueren Erkenntnissen über diese Zeit weitgehend unberührt. Üblicher-, doch irreführenderweise spricht man auch weiterhin von langobardischer etc. Kunst, wenn tatsächlich die – überwiegend den Romanen zuzuschreibende – Kunst im Langobardenreich gemeint ist. Statt dessen erwartet den Leser hier aber eine glänzend geschriebene und ausgezeichnet illustrierte und für Nichtfachleute sehr informative und anschauliche Einführung in die Kunst (und teilweise auch in die Architektur) dieser Zeit in allen Regionen und Kulturbereichen Europas und des Vorderen Orients, die, soweit der Rezensent das beurteilen kann, den aktuellen Forschungsstand wiedergibt und zumindest in einigen Beiträgen auch eine

kurze Diskussion von Forschungsproblemen einschließt. Folgebände über die nachfolgenden Jahrhunderte sind vorgesehen.

Hans-Werner Goetz, Hamburg

Joachim Ehlers (Hg.), *Deutschland und der Westen Europas im Mittelalter* (Vorträge und Forschungen 56). Stuttgart, Thorbecke 2002.

Nicht die Synthese zweier nahezu gleichgewichtiger Traditionen, nämlich der antik-römischen und der germanischen, steht im Mittelpunkt dieses Bandes, durch den die Beiträge zweier Reichenau-Tagungen publiziert werden, sondern die Frage nach der Akkulturation der europäischen Mitte durch Aneignung „westlicher“ Zivilisationsmuster, also nach der „Verwestlichung“ des Kontinents und nach den Bedingungen dieser Synthese, bei der das germanische Element eine deutlich geringere Rolle spielt, als germanophile Prämissen dies früher wahrhaben wollten. Insgesamt beweisen fast alle Beiträge die anregende Kraft der Fragestellung, auch wenn sie zum Teil natürlich zu einer Differenzierung der Hauptthese führen (Reinhold Kaiser, Konstituierung der fränkischen Zivilisation I: Das merowingische Frankenreich, S. 53–97; Rudolf Schieffer, Konstituierung der fränkischen Zivilisation II: Das Europa der Karolinger, S. 99–120; Werner Paravicini, Deutsche Adelskultur und der Westen im späten Mittelalter. Eine Spurensuche am Beispiel der Wittelsbacher, S. 457–506) – etwa durch den Hinweis darauf, dass es auch zu transformierenden Transferleistungen kommen konnte (Frank Rexroth, „... damit die ganze Schule Ruf und Ruhm gewinne“. Vom umstrittenen Transfer des Pariser Universitätsmodells nach Deutschland, S. 507–532) und die Akkulturation nicht nur von West nach Ost, sondern auch von Süd nach Nord (Arnold Angenendt, *Ex occidente lux*. Europas west-östliches Religionsgefälle, S. 7–51; Beat Brenk, Legitimation – Anspruch – Innovation. Zur Herrschaftskunst der Karolinger, S. 149–176) und gelegentlich sogar von Ost nach West (Fidel Rädle, Transfers in der lateinischen Literatur von der Spätantike bis zum 11. Jahrhundert, S. 211–233; Franz Irsigler, Wirtschaft, Wirtschaftsräume, Kontaktzonen, S. 379–405) verlaufen sei, dass „Verwestlichung“ daher also nicht allein in geographischem Sinne zu verstehen ist. Es werden manchmal recht spezielle Aspekte ausgebreitet (Rosamond McKitterick, Kulturelle Verbindungen zwischen England und den fränkischen Reichen in der Zeit der Karolinger: Kontexte und Implikationen, S. 121–148; Gerd, Althoff, Das ottonische Reich als *regnum Francorum?*, S. 235–261; Bernd Schneidmüller, Wahrnehmungsmuster und Verhaltensformen in den fränkischen Nachfolgereichen, S. 263–302; Michel Parisse, *La France et l'Empire à l'époque des Saliens et des Staufens*, S. 303–326; Wim Blockmans, *Burgers as Cultural Agents in the Low Countries and the Empire*, S. 407–421; Martin Kintzinger, Politische Westbeziehungen des Reiches im Spätmittelalter. Westliche Kultur und Westpolitik unter den Luxemburgern, S. 423–455) und die absondernden Unterschiede zwischen Frankreich und dem Reich hervorgehoben (Joachim Ehlers, Die Reform der Christenheit. Studium, Bildung und Wissenschaft als bestimmende Kräfte bei der Entstehung des mittelalterlichen Europa, S. 177–209; Timothy Reuter, Nur im Westen was Neues? Das Werden prämoderner Staatsformen im europäischen Hochmittelalter, S. 327–351; Jean-Marie Moeglin, Die historiographische Konstruktion der Nation – „französische Nation“ und „deutsche Nation“ im Vergleich, S. 353–377). Die Vielfalt der behandelten Themen und der das Leitthema nuancierenden Äußerungen abschließend umfassend zu bündeln erwies sich, was man bedauern mag, als unmöglich; Peter Moraw jedoch wagte, in gewohnt souveräner Art von seinen oftmals erprobten theoretischen Positionen ausgehend und zahlreiche eigene Vorarbeiten in den Diskurs einbeziehend, eine zusammenfassende Würdigung aus der Perspektive des Spätmittelalterhistorikers und des spätmittelalterlichen Reiches (Deutschland und der Westen Europas vornehmlich im späteren Mittelalter, S. 533–561), die neben vielem Anderen zeigt, wie sehr sich in der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands Grundzüge der europäischen Geschichte widerspiegeln, wie sehr „Deutschland damals in der Tat ein kleines Europa“ (S. 551) war, aber auch, wie sehr trotz aller Akkulturation im ganzen und zahlreichen Transferleistungen im einzelnen der Entwicklungsrückstand des spätmittelalterlichen Reiches im Vergleich zu den westeuropäischen Monarchien (und natürlich auch zu der mediterranen Zivilisation) noch keinesfalls beseitigt war.

Franz-Reiner Erkens, Passau

Franz-Reiner Erkens, *Kurfürsten und Königswahl. Zu neuen Theorien über den Königswahlparagrafen im Sachsenspiegel und die Entstehung des Kurfürstenkollegs* (MGH Studien und Texte 30). Hannover, Hahnsche Buchhandlung 2002.

Die fundierte Studie untersucht die Herausbildung des Gremiums der sieben Kurfürsten im allmählichen Prozess der Einengung des Wahlrechts auf eine exklusive Gruppe, deren Ursprünge sich mit der erstmaligen Erwähnung

von Prinzipalwählern bei der Doppelwahl von 1198 erkennen lassen und deren Formierung 1298 mit der Bezeichnung als *collegium* weitgehend abgeschlossen scheint. In den letzten Jahrzehnten war das traditionelle Erklärungsmodell, das eine sukzessive Entwicklung von der Volkswahl über die Fürstenwahl zur Kurfürstenwahl betont, in einigen wichtigen Punkten massiv kritisiert worden. Deshalb versucht der Autor, diese Forschungsmeinungen gemeinsam mit den traditionellen Vorstellungen einer kritischen Überprüfung zu unterziehen.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit den neueren Theorien von Bernward Castorph, Armin Wolf und Heinz Thomas, aber nicht mit den eigenwilligen, allgemein als unbegründet abgelehnten Aussagen von Hans Constantin Faußner, der einen Zusammenhang mit dem Erbreichsplan Heinrichs VI. suggerierte. Castorph wollte, in Einklang mit Wolf, das Kurrecht der sieben Fürsten erst 1273 erkennen, so dass eine Interpolation des vor 1235 entstandenen Sachsenspiegels und der vor 1264 aufgezeichneten Annalen des Albert von Stade (im Bericht zum Jahr 1240) vorauszusetzen wäre. Wolf sieht das 1273 wirkende Wahlrecht zudem durch ein Erbrecht der sog. ottonischen Tochterstämme begründet, die in cognatischer Linie ein weitläufiges Königshaus gebildet hätten und deren Selbstabgrenzung als Wählerkreis gleichsam in Form einer kleineren habsburgischen Erbengemeinschaft erfolgt wäre, die der neue König Albrecht von Habsburg bestätigte. Heinz Thomas nahm hingegen eine Entstehung des Kurfürstentums im Jahre 1239 an, wobei er das Kurvorrecht der vier weltlichen Fürsten auf die vier klassischen Hofämter zurückführte.

Die Tatsache, dass alle drei Überlegungen von einer Interpolation des Sachsenspiegels ausgehen müssen, führt zur zentralen Frage des zweiten Kapitels, nämlich zum Blick auf die Überlieferung der Quellen. Zu fragen ist nach dem Spielraum für nachträgliche Einfügungen nach der Krönung Rudolfs von Habsburg im Oktober 1273, weil der Königswahlparagraf des Sachsenspiegels spätestens im Deutschespiegel, verfasst 1274/75, und im Schwabenspiegel, niedergeschrieben 1275/76, rezipiert wurde. Wahrscheinlich dürfte die Rezeption aber sogar früher eingesetzt haben, weil die sieben Kurfürsten in einer Glosse des Hostiensis (gest. 1271), in der um 1270 entstandenen Chronik des Martin von Troppau und sogar in einem Entwurf der Bulle ‚Qui celum‘ Papst Urbans IV. vom August 1263 erwähnt sind. Unterstützt wird die Argumentation dadurch, dass auch einige Dichtungen, wie die um 1264–1265/66 fertige skandinavische Dichtung über die ‚sieben Männer, die den Kaiser wählen‘ oder das um 1260 entstandene ‚Fürstenlob‘ im ‚Wartburgkrieg‘, bereits sieben Königswähler nennen und jegliches Motiv für eine Interpolation fehlt. Indes sprechen alle Indizien, insbesondere einzelne Passagen in den ‚Gesta pontificum Tugrensium, Traiectensium et Leodiensium abbreviata‘, in der Chronik des Albert von Stade und in der um 1250 kompilierten Geschichte der Lütticher Bischöfe des Aegidius von Orval, für die Integrität des Kurfürstenparagrafen.

Ausgehend von diesem Ergebnis, dass sich das Wahlrecht von sieben Fürsten mit größter Wahrscheinlichkeit vor 1270 herausbildete, analysiert das dritte Kapitel erneut die Beschreibung der Vorgänge in den Quellen, um festzustellen, wann das Wahlrecht zu einem exklusiven Vorrecht wurde, das erstmals im Schwabenspiegel (1275/76) registriert und mit den Funktionen der Erzämter verbunden wurde. Einen wichtigen Anhaltspunkt bieten die Absprachen von 1273 zum gemeinsamen Votum der vier rheinischen Kurfürsten und die Bemühungen um Wahlstimmen im Jahr 1292, die beide nur sinnvoll waren, wenn eine überschaubare und berechenbare Gruppe zur Wahl antrat; in Urkunden von 1273 finden sich zudem die Begriffe *coelectores* und *conprincipes*. Deswegen lässt sich, Erkens zufolge, die Exklusivität des Wahlrechts bereits für 1273 konstatieren, wobei diese privilegierte Stellung aus den Wählern attraktive Heiratskandidaten für die Töchter des neuen habsburgischen Königs gemacht haben dürfte. Dies ist gleichsam die Umkehrung der gelehrten Konstruktion von Armin Wolf, der das Wahlrecht nicht nur auf das Erbprinzip, sondern auch auf die habsburgischen Ehen zurückführte.

Das vierte Kapitel ergründet erneut die These von Heinz Thomas, der den entscheidenden Anstoß für die Entwicklung des Kurkollegs erst nach dem Tode Eikes von Regow sehen wollte. Erkens kann überzeugend demonstrieren, dass Zweifel am Text des Sachsenspiegels nicht angebracht sind und eine Manipulation nach 1239 nicht erforderlich war, weil die Annahme, dass 1239 die Stimmen der vier Laienfürsten allein für eine Wahl ausreichte hätten, anachronistisch wäre und die Vorstellung, dass die Erzämter eine hervorgehobene Position bewirken würden, sich eher im Umfeld eines bei der Krönung stark engagierten Fürsten, etwa des Erzbischofs von Köln, als beim König von Böhmen entfaltet haben dürfte.

Das fünfte Kapitel setzt den Fokus auf die Veranschaulichung einer prozesshaften Entwicklung von der Doppelwahl 1198 bis zur Doppelwahl 1257. Eine genaue Analyse der Anzahl der an der Wahl beteiligten Fürsten zeigt, dass sich die Wahlbräuche allmählich veränderten und sich die Wählerschaft zunehmend differenzierte, so dass frühestens 1257 und spätestens 1273 die Wahl zur alleinigen Prerogative von sieben Kurfürsten wurde. Nach einer ersten Ausdifferenzierung der reichsfürstlichen Wählerschaft 1220 und 1237 und einer äußerst geringen Wahlbeteiligung 1246 und 1247 erfolgten greifbare Neuerungen erst in den fünfziger Jahren, als sich 1252 an der Neuwahl Wilhelms von Holland sieben Fürsten beteiligten und diese Anzahl in den nachfolgenden Wahlen von 1257 und

1273 beibehalten wurde. Auf dieser Basis wird im sechsten Kapitel nochmals kurz die Rolle der sog. Erzämtertheorie hinterfragt. Offensichtlich wuchs die Bedeutung der bereits 1235 bei Eike von Repgow erwähnten Erzämter mit der Rezeption des Sachsenspiegels und der Reduktion des Wählerkreises auf sieben Fürsten, so dass einige weltliche Kurfürsten die Titulatur von 1277 an tatsächlich führten.

Auch die von Erkens vorgelegten Deutungsansätze müssen sich mangels absoluter Beweise an der größtmöglichen Wahrscheinlichkeit orientieren; sie stützen sich aber auf eine äußerst sorgfältige Analyse der Quellenüberlieferung, auf die plausible Annahme einer Integrität des Kurfürstenparagraphen im Sachsenspiegel (solange keine Interpolationsmotive vorliegen) und auf die bei den Wahlen von 1220 und 1237 auftretende Gruppe von *electores*, die sich anschließend zu einem Gremium von sieben Kurfürsten formierte. Ein Anhang mit den entsprechenden Quellenbelegen (Liste der Königswähler von 1196/97 bis 1257; Synopse zum Königwahlparagraphen in Sachsenspiegel, Deutschenspiegel und Schwabenspiegel) dokumentiert anschaulich die Auslegungen. Insgesamt veranschaulicht der Autor eindrucksvoll, wie Indizien aneinander zu reihen und zu einem letztlich tragfähigen Netz von Argumenten zu verbinden sind. Dadurch erhält die Studie die Qualität eines Nachschlagewerkes zur Königswahl im 13. Jahrhundert.

Ingrid Baumgärtner, Kassel

*John Haldon, Das Byzantinische Reich. Geschichte und Kultur eines Jahrtausends.* Aus dem Englischen übersetzt von Harald Ehrhardt. Düsseldorf/Zürich, Patmos/Artemis & Winkler 2002.

Der Band von bescheidenem Umfang, der auf Belege verzichtet, will eine erste Einführung in das eigenständige historische Phänomen und komplexe sozial-kulturelle Gebilde Byzanz vermitteln und zu weiterer Beschäftigung mit dem Thema anregen. Zu diesem Zweck hatte H. der englischen Originalausgabe ein Verzeichnis mit weiterführender, meist englischsprachiger Literatur beigelegt, die in der vorliegenden Version weitgehend durch deutschsprachige Werke bzw. deutsche Versionen ersetzt wurde.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile, einen kürzeren Überblick über die byzantinische Geschichte und einen längeren über die Welt der Byzantiner. Der erste Teil gibt in kurzen Strichen den Ablauf der byzantinischen Geschichte wieder, wie es zu einer ersten Orientierung notwendig ist. Allzu viel Neues ließ sich hier nicht unterbringen. Doch ist vor allem positiv zu vermerken, dass H. die Forschungsergebnisse von Paul Speck zu Bedeutung und Verlauf des Bilderstreites in den wesentlichen Punkten rezipiert. So warnt er mit Recht vor einer kritiklosen Übernahme der bilderfreundlichen Propaganda im 9. Jh., welche das Ausmaß der ikonoklastischen Zerstörungen, Verfolgungen und Schikanen in unangemessener Weise übertrieben habe. Leon III. (717–741), der lange als Initiator des Ikonoklasmus galt, sei wohl nur ein „eher milder Kritiker der Bilderverehrung“ gewesen (S. 38; eine spätere Bemerkung über Leons Bilderverbot, S. 179, scheint allerdings wieder mehr der traditionellen Meinung verpflichtet zu sein). Erst sein Sohn Konstantin V. (741–775) habe nach mehreren Regierungsjahren, weil er den Ausbruch einer Pestepidemie als Strafe für die Bilderverehrung deutete, „eine streng ikonoklastische Position“ vertreten. Die breite Mehrheit der Bevölkerung habe weder im 8. noch im frühen 9. Jh. die bilderfeindliche Politik der Kaiser mitgetragen, sondern sich allenfalls dem herrschenden Trend angepasst. Von einer den Bilderkult propagierenden umtriebigen monastischen Partei, die Widerstand und Propaganda organisierte, könne wohl erst nach dem bilderfreundlichen Konzil von Nikaia 787 die Rede sein.

Der zweite Teil behandelt folgende Themenkreise: 1. Völker und Länder des Byzantinischen Reiches, 2. Der byzantinische Staat, 3. Leben in den Städten und auf dem Lande, 4. Gesellschaft und politische Kultur, 5. Kirche, Staat und Glaube und 6. Macht, Kunst und Überlieferung in Byzanz. Diese Kapitel sind reicher an vielseitigen Informationen, als die Überschriften vermuten lassen. So verbirgt sich im ersten Kapitel auch je ein Abschnitt über Transportwege sowie Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Ressourcen. Unter „Dualismus der Macht“ versteht H. im 2. Kapitel die zwei Pole der staatlichen Machtausübung in Byzanz: die Zentralgewalt mit ihrem Verwaltungsapparat, die vor allem finanzpolitisch orientiert war, und die dezentrale Streuung der Macht in den Händen einer wirtschaftlich und bisweilen auch politisch unabhängigen Elite. Ausführlich wird sodann ein weiteres Instrument der staatlichen Macht, das Militärwesen, in seiner epochalen Entwicklung behandelt. In Kapitel 3 untersucht H. das Stadtleben vor allem unter dem Aspekt von Handel und Gewerbe. Den politischen Zusammenbruch der Zentralmacht im späten 12. Jh. erklärt er aus der nun nicht mehr funktionierenden „strukturellen Beziehung“ zwischen dem zentralen Fiskalsystem und der dominierenden sozialen Elite, denn diese bezog ihre Einkünfte nun weniger aus dem Grundbesitz als vielmehr aus Handelsbeziehungen mit dem Ausland, an denen der Staat nur noch geringen Anteil hatte. Thema des 4. Kapitels ist vor allem der Wandel von der kulturtragenden spätantiken Senatsaristokratie über die Zwischenphase einer kaiserabhängigen „Meritenaristokratie“, die auch von den senatorialen Kulturtradi-

tionen gelöst war, zu einer neuen Aristokratie von grundbesitzenden, untereinander durch Clanbündnisse vernetzten Magnatenfamilien, deren Angehörige auch immer wieder hohe Staatsämter bekleideten. H. hebt als besondere Stärke des byzantinischen Staates sein stets funktionierendes Verwaltungssystem hervor, das sich allem Wandel zum Trotz über ein ganzes Jahrtausend hinweg, wenn auch bei mehr und mehr beschränktem Territorium, im Wesentlichen behaupten konnte. Im 5. Kapitel wird vor allem die für Byzanz bezeichnende enge Verbindung von Kirche, Glauben und Politik thematisiert. Insbesondere würdigt H. das Mönchtum in seinen vielfältigen Erscheinungsformen als Träger spiritueller und moralischer Autorität, mit einem beachtlichen Einfluss auch auf das politische Leben. Auch die unterschiedliche Entwicklung der christlichen Kirche(n) in Ost und West, die immer wieder zu Konflikten und schließlich zu einer dauernden Entfremdung führte, wird hier berücksichtigt. H. übersetzt in diesem Zusammenhang einen Ausspruch des byzantinischen Staatsmannes Lukas Notaras (15. Jh.) noch in der lange üblichen Weise („Es ist besser, Konstantinopel wird vom Turban der Türken als von der Mitra der Lateiner regiert“, S. 195), doch mehr überzeugt nun die Beobachtung von D.R. Reinsch (in: *Studies in Honour of Robert Browning*, 1996), Notaras beziehe sich hier nicht auf die päpstliche Mitra, sondern auf die Krone der lateinischen Kaiser, die von 1204 bis 1261 in Konstantinopel geherrscht hatten.

Aus dem komplex angelegten letzten Kapitel seien hier nur einige bemerkenswerte Aspekte genannt: Es beginnt mit dem Abschnitt „Modelle der Macht“. Hier kommt H. noch einmal auf die erfolgreiche Staatsverwaltung der Byzantiner zu sprechen, nun aber vor allem unter dem Aspekt ihrer permanenten Auseinandersetzung mit den herrschenden sozio-ökonomischen Gruppen, welcher die Reichszentrale über lange Zeit eine angemessene Kontrolle über die Ressourcen und die erwirtschafteten Überschüsse verdankte. In Abschnitten über Literatur und bildende Kunst versucht H. anhand einiger Beispiele den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Entwicklungen und dem Vorherrschen bestimmter Kunstformen nachzuweisen. Das Identitätsbewusstsein der Byzantiner sieht H. von drei Grundtendenzen bestimmt: Sie verstanden sich als Römer (Rhomaioi, Rhomäer), als Erben der klassisch-griechischen Kultur und als orthodox. Nur die dritte Identität sollte nach dem Untergang Konstantinopels im Bewusstsein des Volkes die türkische Herrschaft überdauern.

*Franz Tinnefeld, München*

*Wilfried Hartmann, Ludwig der Deutsche.* Darmstadt, WBG 2002.

Eine Biographie Ludwigs des Deutschen war lange um so mehr erwartet, als die vollständigste Studie über diesen Herrscher von Ernst Dümmler (*Geschichte des Ostfränkischen Reiches*, Bd 1 und 2, *Jahrbücher der deutschen Geschichte*) 1887 geschrieben wurde. Es war nötig geworden, die persönliche Leistung Ludwigs, oft von der (besonders französischen) Historiographie vernachlässigt, aber jüngst ein neues Interesse erweckend (J. L. Nelson, *Charles the Bald*, 1992 hat geschrieben, dass er „one of the most effective of early medieval rulers“ war) neu zu bewerten, insbesondere seinen Einfluss in der Entwicklung des deutschen Reichs, teils hervorgehoben, teils bestritten.

Professor W. Hartmann hat alle pertinenten Quellen (narrative, diplomatische, synodale, poetische und epistolarische) zusammengefasst und stellt eine systematische und vollständige eher als eine chronologische Studie der brauchbaren Themen im Rahmen der Biographie eines frühmittelalterlichen Herrschers vor: Persönlichkeit, Familie, Innen- und Außenpolitik, Regierungsstil (Itinerare, Vorstellung der Hofkapelle und Kanzlei und deren Beamte, weltliche Amtsträger, Reichsversammlungen, Recht und Kriegswesen), Kirche, Kultur und Wirtschaft. Der Leser wird auch eine reiche und aktuelle Bibliographie der genannten Themen finden.

Der Verfasser interessiert sich zuerst für Ludwigs Persönlichkeit (seine Frömmigkeit war schon für seine Zeitgenossen ein hervorragender Zug) und Familie. In chronologischer Hinsicht wird man sich besonders erinnern, wie Ludwigs Herrschaft (außerhalb Bayerns schwer erworben) plötzlich und dauerhaft wegen seines misslungenen Einfalls in Francia occidentalis (858/9) in Gefahr gebracht wurde, aber auch wie er in seinen letzten Jahren, trotz seines hohen Alters (und im Widerspruch zu dem gewöhnlichen Bild von schwachen alten Herrschern), seine Gewalt verstärken und neue Siege erringen konnte. Der Verfasser zeigt, wie der König entschlossen war, in Bezug auf seine Söhne und auf die weltlichen und kirchlichen Amtsträger seine Herrschaft in der Tradition seiner Vorfahren zu bewahren und sie aufzudrängen. Er widersetzt sich gegen die Allodialisierung und die Erblichkeit der Ämter, und kann noch die empörten Grafen absetzen; eine fast vollständige Studie der bischöflichen Einsetzungen zeigt seine konstante Teilnahme und seine Sorge, auch in der Kirche die „erblichen“ Traditionen von einigen Familien zu brechen. Man wird auch seine Mäßigkeit in der Behandlung von Rebellen unterstreichen (Söhne und Adlige), die viel mehr Vorzeichen der Ottonen als Tradition der Karolinger ist.

Obwohl kein Kapitular von Ludwig erhalten ist, untersucht W. Hartmann seine Beziehungen zum Recht durch die Erwähnungen von königlichen Urteilen und Spuren von Edikten, aber die wichtigste jurisdiktionelle Entwick-

lung, an den Texte der Synoden studiert (dem Verfasser, der sie in der Sammlung der MGH editiert hat, besonders gut bekannt), lag in der Ausbreitung der bischöflichen Gerichtsbarkeit auf die Laien mit königlicher Unterstützung.

Das Abnehmen der Schriftlichkeit in der Regierung, das sich erraten lässt, kündigt auch die Ottonen an: außer der vergleichsweise schwachen Zahl der königlichen Diplome und der Abwesenheit von erhaltenen Kapitularien, wird die „Öffentlichkeit des Aktes der Beurkundung“ der Diplome auf Kosten der schriftlichen Rekognitionszeichen begünstigt (der Verfasser zitiert hier die Studie von H. Keller). Dieses Phänomen spiegelt sich jedoch nicht im Bereich der Kultur wider, wie die zahlreichen Manuskripte und Privaturkunden der Abteien des Reiches zeigen; im Gegenteil wird der Leser eine neue Einschätzung der bisher stark vernachlässigten Leistung Ludwigs (der selbst gut ausgebildet und besonders für Theologie interessiert war) in kultureller Hinsicht finden. Die volkssprachige Literatur ist das Zentrum dieser Studie, obwohl die persönliche Teilnahme Ludwigs an diesem Phänomen nicht bekannt ist. Der Verfasser warnt auch vor einer einseitigen Übertreibung der wirtschaftlichen Unterentwicklung der *Francia orientalis*, indem er verschiedene Elemente wie die Landwirtschaft, die Münzen, die Steuern und Abgaben und den Handel beleuchtet.

Die Innen- und Außenpolitik wird auch systematisch erforscht: Sich auf die Zahl der königlichen Diplome und Aufenthalte und auf eine Vorstellung der wichtigsten Helfer Ludwigs stützend, wird die Stärke seiner Herrschaft in den einzelnen Regna des Reiches und deren enge oder entfernte Beziehung mit dem König verglichen. Die Studie seines Verhältnisses zu seinen Nachbarn zeigt, dass sein Interesse viel mehr nach dem Westen, Kern der karolingischen Landschaften, als nach dem Osten lag; auch wenn er am Ende Erfolg in dieser Richtung hatte, war er kein „Reichsarchitekt“, im Sinn von Eroberer. Was seinen Einfluss auf das Erbauen des deutschen Reiches betrifft, lässt dies fast einen „unfreiwilligen“ Eindruck: Er war nicht bestrebt, sein Königreich dauerhaft zu machen, indem er nach Eroberungen strebte, und entschied endlich, das Reich zwischen seinen Söhnen aufzuteilen (obwohl er den Ältesten, Karlmann, vergebens als einzigen Erbe betrachtete). Jedoch hat seine lange Regierung Folgen gehabt: Ein Gemeinschaftsgefühl war entstanden, das verhindert hat, dass das Reich mit der *Francia occidentalis* vereinigt (der Verfasser unterstreicht die Bedeutung der Schlacht von Andernach, Sieg Ludwigs des Jüngeren gegen Karl dem Kahlen nach dem Tod Ludwigs des Deutschen), oder dass es 911 (Ende der Karolinger) oder 919 (nach dem Tod Konrads I) zerstückelt wurde.

*Sophie Glansdorff, Brüssel*

*Hagen Keller, Ottonische Königsherrschaft. Darmstadt, WBG 2002.*

Kaum eine Epoche in der deutschen Geschichte hat in den letzten Jahrzehnten eine so grundlegende Neubewertung erfahren wie die Zeit der Ottonen. Mit der vorliegenden Aufsatzsammlung soll einer der „Protagonisten der Neubewertung“ (Althoff, Vorwort S. 7), der Mediävist Hagen Keller, von seinen Münsteraner Kollegen und Mitarbeitern anlässlich seines 65. Geburtstages geehrt werden. Sieben Aufsätze Kellers aus den Jahren 1982–1997 sind weitgehend unverändert unter dem Titel „Ottonische Königsherrschaft“ zusammengestellt worden und geben einen Einblick in die verschiedenen Ansätze und Blickwinkel, unter denen sich der Autor dem Zeitalter der Ottonen genähert hat.

Die Frage nach der Staatlichkeit des ottonischen Reiches sowie das Verhältnis von Königtum, Adel und Kirche steht gleich in drei Aufsätzen im Mittelpunkt. In diesen betont Keller, dass das ottonische Reich aufgrund seiner geringen institutionellen Ausgestaltung nicht mit Begriffen der modernen Staatslehre beschrieben werden könne. Vielmehr sei das Königtum im 10. Jahrhundert darauf angewiesen gewesen, den Adel durch vermehrte Vergabe von königlichen Herrschaftsrechten an sich zu binden und ihm dadurch eine Teilhabe an der Führung des Reiches einzuräumen. Die ideelle Grundlage des ottonischen Königtums sei vor allem in der sakralen Dimension von Herrschaft zu sehen, die sich besonders in liturgischen Quellen dieser Zeit ausdrücke, wie Keller bei seiner Untersuchung über die Grundlagen ottonischer Königsherrschaft, aber auch in zwei Beiträgen über ottonische Herrscher-siegel und Herrscherbilder erörtert. Neben diese klassischen Forschungsfelder treten mit der Konfliktforschung und dem Themenkomplex Mündlichkeit und Schriftlichkeit auch neuere Untersuchungsansätze, die in den Aufsätzen „Die Gerechtigkeit und die Praxis königlicher Rechtswahrung im Reich der Ottonen“ und „Widukinds Bericht über die Aachener Wahl und Krönung Ottos I.“ zum Tragen kommen. Letztgenannter Beitrag ordnet sich ein in die in den 90er Jahren geführte grundlegende Debatte über Wert und Aussagekraft erzählender Quellen des 10. Jahrhunderts.

Der vorliegende Band richtet sich weniger an den mediävistischen Fachkollegen, der die Arbeiten Kellers schon bei ihrem ersten Erscheinen rezipiert hat, als vielmehr an eine breitere Öffentlichkeit, deren Interesse an der Ottonenzeit nicht zuletzt durch die großen Ausstellungen in Magdeburg 2001 und Bamberg 2002 geweckt wurde. Der

Leser hält mit Kellers Aufsatzsammlung – bei aller thematischen Verklammerung der Beiträge – keine geschlossene Monographie über ottonische Königsherrschaft in den Händen, sondern vielmehr ein Buch, mit dem, wie es Gerd Althoff in seinem Vorwort ausdrückt, „die Chance [eröffnet werden soll], an wesentlichen Punkten den geistigen Prozess nachzuvollziehen, der eine Neubewertung des 10. Jahrhunderts bewirkte“ (S. 7). Ausführliche Gelegenheit dazu bietet auch der in Endnoten gestaltete Anmerkungsapparat, der stolze 125 Seiten umfasst. Das Buch wird über ein Orts- und Personenregister erschlossen.

*Andreas Kosuch, Leipzig*

*Kaiser Heinrich II. 1002–1024.* Hg. v. Josef Kirmeier, Bernd Schneidmüller, Stefan Weinfurter und Evamaria Brockhoff. Stuttgart, Theiss 2002.

Der Begleitband zur Bayerischen Landesausstellung in Bamberg spiegelt nicht nur die gelungene Fülle der Ausstellung mit ihren vielen, prachtvollen Exponaten wider – wobei der Schwerpunkt auf den Beziehungen Heinrichs zu Bayern und zu seiner fränkischen Bistumsgründung in Bamberg liegt –, sondern geht auch in der Präsentation etwas andere Wege, indem Katalog und begleitende Aufsätze in einem Band zusammengefasst sind und die Zahl der Aufsätze auf insgesamt fünf beschränkt ist. Letzere bieten daher nicht, wie in diesem Rahmen sonst üblich, eine kurze und daher zwangsläufig vergrößernde Zusammenfassung eines längst bekannten Wissensstandes zu vielen Aspekten, sondern geben den Autoren Raum zur Entfaltung des Gegenstandes. Das wird von allen Beteiligten gut genutzt und bietet im Ergebnis sachkundige und zugleich gut lesbare Einführungen, die auch für Fachleute informativ und anregend sind. Stefan Weinfurter führt die aus dem bayerischen Herzogtum erwachsenen Traditionen wie die europäischen Dimensionen des Kaisers vor und leitet das, dem Anlass und Vorarbeiten gemäß, nicht zuletzt aus den Bildprogrammen und biblischen Anspielungen und Vorbildern ab. Bernd Schneidmüller behandelt Heinrichs Beziehungen zu seiner „einzigartig geliebten Stadt“ Bamberg im Hinblick auf Bistumsgründung – einschließlich der nicht ganz eindeutigen Rolle Kunigundes –, Patrozinien und Sprengelbildung sowie Grablege und Memoria bis zur Heiligsprechung Heinrichs 1146 und Kunigundes 1200. Gude Suckale-Redlefsen bespricht in ihren beiden Artikeln zunächst, vor dem Hintergrund der geistlichen Ausbildung Heinrichs, die Prachtkodizes aus dem Umkreis des „größten Liebhabers illuminierten Bücher“ unter den deutschen Königen und Kaisern (vor allem aus Regensburg, Bamberg und der Reichenau) und liefert damit gleichsam eine Kunstgeschichte des frühen 11. Jahrhunderts aus der Perspektive des Königtums. Der zweite Beitrag ist dem goldenen Schmuck für Kirche und Kaiser gewidmet (Heinrichs Kreuzreliquiar, Goldschmiedearbeiten, Kreuze und Kronen). Walter Sage beschließt diesen Teil mit Ausführungen über die Baugeschichte des Heinrichsdomes anhand der Ausgrabungen. – Der gut gebildete Katalogeist zur Ausstellung ist in fünfzehn Abteilungen untergliedert: Leben in Bodennähe (über Hausbau, Kleidung, Heimwerk, Technik und Alltag), die Heinriche (über das Herzogsgeschlecht), der neue König (über Insignien, Vita und Urkunden), Bamberg als Modell (über Dommodell, Godehardvita und Besitz), der Kaiser (über Genealogie, Heinricianum, Bullen und europäische Politik), der Friedenskuss, Unterwegs im Reich, Erinnerungen, Prachtvolle Bücher (der längste Abschnitt mit ausführlicher Besprechung der Abbildungen), Bildung und Wissenschaft (über wissenschaftliche Handschriften), Goldener Schmuck, Papstgewänder, das heilige Kaiserpaar (mit den Urkunden der Heiligsprechungen und liturgischen Quellen zum Fest), die Kaisermäntel (Kunigunden- und Sternenmantel) und der Bamberger Dom als Erinnerungsort. Allen Abschnitten ist eine höchst instruktive Einführung vorangestellt, und die Exponate sind ausführlich beschrieben. Eine beigegefügte CD führt visuell die wichtigsten Exponate, die Gestalt Bambergs sowie die deutsche Sprache um 1000 sowie in einem Film die rekonstruierte Krypta vor. Der Band ist ebenso lesens- wie die Ausstellung sehenswert. Hätte das Haus der Bayerischen Geschichte sich auch dort zu einer etwas informativeren Beschriftung durchringen können, dann gäbe es gar nichts mehr an diesem wichtigen Ereignis auszusetzen.

*Hans-Werner Goetz, Hamburg*

*Historisches und fiktionales Erzählen im Mittelalter.* Hg. von Fritz Peter Knapp und Manuela Niesner (Schriften zur Literaturwissenschaft 19). Berlin, Duncker & Humblot 2002.

Nachdem die Problematik eines fiktionalen Erzählens in der Literaturwissenschaft seit langem, in der Geschichtswissenschaft erst in den letzten Jahren ein wichtiges, jedoch keineswegs einhellig beantwortetes Problem darstellt, widmet sich dieser aus einem 1999 in Potsdam abgehaltenen Symposium hervorgegangene Band unmittelbar dem Vergleich von historiographischem und fiktionalem Erzählen. Dabei weichen die beiden geschichtswissenschaftlichen Beiträge (Peter Johaneck, Gert Melville) einer direkten Antwort eher aus und betonen statt dessen

(zu Recht) die Nutzung und Pragmatik von Fiktionen, die Melville am Beispiel der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts konstruierten Fabel von Mohammed als verhindertem Papst veranschaulicht, um zugleich zu betonen, dass diese bereits auf einer langen (hier allerdings umgedeuteten) Erzähltradition fußt und dass dahinter nicht ein Fälschungs-, sondern ein Erklärungsbedürfnis steht. Die Fiktion findet ihren Standpunkt hier im Spannungsfeld der Religionen, ihr Stellenwert ergibt sich aus ihrer – hier gegen die Kurie gerichteten – Funktion: Die – bis dahin unerklärbare – Entstehung des Islam wird durch die Deutung Mohammeds als eines ursprünglich rechtgläubigen Christen in die herkömmliche Ordnung integriert. Johaneck betont demgegenüber, dass die mittelalterlichen Chronisten bei aller „Phantasie“ doch eine klare Vorstellung von der Abgrenzung zur reinen Fiktion hatten und dass ihnen die Gefahr der Entstellung der historischen Wahrheit durchaus bewusst war. Die übrigen Beiträge sind literaturwissenschaftlich. Wenn Theo Stemmler am Beispiel der zeitgenössischen Berichte zum englischen Bauernaufstand von 1381 zeigt, dass eine klare Trennung bezüglich der historischen Glaubwürdigkeit nicht zu ziehen ist, so ist das sicher richtig, doch misst er das immer noch am Kriterium einer historischen Wahrheit, was bei dem hier gestellten Problem kaum weiterführt. Benedikt Konrad Vollmann zeigt am Beispiel einer Begriffsuntersuchung von *ingere* und *factio* in der Heiligenlegende, dass Ausgedachtes und Unbeglaubigtes dann als akzeptabel galt, wenn es einer moralischen Zielsetzung diene. Dieses Ergebnis dürfte sich vielleicht verallgemeinern lassen: Der Zweck war entscheidender als die Erzählform. Alois Wolf kommt, noch schärfer, zu dem Ergebnis, dass das Kriterium „Wahrheit“ oder „Lüge“ einer Gattung wie den skandinavischen Sagas nicht gerecht wird, die weder fiktives noch historisches Erzählen widerspiegeln, sondern eine eigene Textgattung einer „geglaubten Wirklichkeit“ bilden. Auch dieses Ergebnis ist tatsächlich wohl nicht auf die Sagas beschränkt. Friedrich Wolfzettel betont zu Recht die unscharfe Grenze zwischen historiographischen und literarischen Erzählformen im altfranzösischen Artusroman, bemerkt aber auch eine Entwicklung der Gattung vom „geschichtlichen Roman“ zum „Roman der Fortuna“. Im Hinblick auf die Funktion hat das exemplarische Geschehen auch hier dieselbe Aufgabe wie die Geschichtsschreibung. Walter Haug fasst sieben unterschiedliche (und teilweise unvereinbare) Positionen zu „literarischen Spielformen zwischen Faktizität und Erinnerung“ griffig zusammen, um anschließend zu zeigen, wie durchlässig die Grenze ist und beide Formen sich ständig überschneiden. Dabei sieht er das 12. Jahrhundert zugleich als Geburtszeit einer offenen Wahrheitssuche. Die Deutung des Artusromans als Wandlung des Sinnlosen in Sinn urteilt allerdings vom modernen, nicht vom mittelalterlichen Standpunkt aus. Richtig ist zweifellos die Feststellung, dass das Prinzip des Geschichtlichen zum Thema der Fiktion wird, während mir die Deutung, die Bewältigung des Problems erfolgte erst, als die Fiktion die Sinnfrage gestellt habe, wieder zu modern gedacht scheint. Hier liegt ein Hauptproblem der Diskussion, das in der interessanten, an neun, von Fritz Peter Knapp formulierten Thesen und Antithesen orientierten, höchst kontroversen Schlussdiskussion offen ausbricht: Die besonders bei Vollmann deutliche „restriktive“ Einstellung, die sowohl eine Theozentrik wie generelle Sinnvorgaben mittelalterlichen Erzählens bestreitet, geht ganz von modernen Vorstellungen aus, die mittelalterlichem Denken nicht gerecht werden. Das ist, zumal in der Literaturwissenschaft, legitim, beleuchtet aber nur eine Seite des Problems. Demgegenüber betont Knapp in seinem Schlusswort noch einmal zu Recht die Modernität der Fragestellung und fordert die – gerade deshalb notwendige – Einbeziehung mittelalterlicher Vorstellungen. Dem kann man nur zustimmen. Beide Sichtweisen führen jedoch offensichtlich zu unterschiedlichen Ergebnissen. Die Bedeutung der Fiktionalitätsdebatte ist dabei unstrittig, eine eindeutige Lösung des komplexen – für die Geschichtswissenschaft existentiellen – Verhältnisses von Fiktion und Geschichte noch nicht gefunden.

Hans-Werner Goetz, Hamburg

Arnulf Krause, *Die Geschichte der Germanen*. Frankfurt a. M./New York, Campus 2002.

Die Germanen erfreuen sich in der Wissenschaft wieder zunehmender Beliebtheit, und so ist es grundsätzlich zu begrüßen, wenn ein Germanist hier den Versuch einer lesbaren Gesamtdarstellung unternimmt. Folgt man dem Vorwort, so wird das sowohl traditionell mit der Frage nach den Wurzeln (jetzt nicht mehr Deutschlands, sondern) Europas motiviert als auch mit dem Ziel begründet, mit Klischees und ideologischem Missbrauch aufzuräumen und ein neues Germanenbild zu bieten. Hinter diesem erstrebenswerten Ziel bleibt die Arbeit allerdings weit zurück. In zehn Kapiteln geht der Autor einleitend auf die Germanen als „Volk aus vielen Stämmen“ ein, um dann in chronologischer Abfolge die Ereignisse um Kimbern und Teutonen, Caesar, Augustus, Konfrontation und Koexistenz der Folgezeit, die Völkerwanderungszeit, die Franken, Karl den Großen, die Wikinger und das Nachleben zu schildern. – Die Vorzüge des – offensichtlich an einen großen Leserkreis gerichteten – Buches liegen vor allem in der stilistisch glänzend geschriebenen Darstellung. Dem steht allerdings eine ganze Reihe von Vorbehalten gegenüber. Nach wie vor wird die Geschichte der Germanen als Ereignisablauf „erzählt“. Strukturelle Ergänzungen werden,

grau unterlegt, auf die unteren Seitenhälften „verbannt“. Hier finden sich in loser Folge exkursartig Abschnitte über Waffen, Gesellschaft, Namen, Recht, Frauen, Götterwelt, Moorleichen, Kunst, Heldensagen, Häuser, Begräbnis und anderes mehr, Aspekte, die wohl eine zusammenhängende Darstellung verdient hätten. Der wesentliche Mangel des Buches liegt jedoch darin, dass hier (zu) wenig problematisiert wird. Zwar werden eingangs kurz einige Probleme angesprochen, aber immer noch werden die Germanen, die allenfalls sprachlich eine Einheit bilden, weiterhin als „ein Volk“ bezeichnet, dessen Differenzierung zwar hinreichend betont wird, hingegen wird nicht problematisiert, wer oder was „Germanen“ eigentlich waren. (Spätestens nach dem problemorientierten Überblick von Walter Pohl wird man so kaum mehr vorgehen können.) Die vieldiskutierten Probleme der Ethnogenese werden kurz gestreift, aber nicht klar erläutert. Ein Satz wie „Das Reich der Franken verstand sich kaum als Germanenreich“ ist zweifellos richtig – und zwar für alle „Germanenreiche“ –, müsste aber erläutert werden. Ebenso wenig ist der Quellenproblematik der – anfangs durchweg römischen – Quellen Rechnung getragen. Jordanes Stammessage wird ohne Erläuterung des „Genres“ der *origines gentium* referiert, und am Ende werden gar die – sehr späten – skandinavischen Quellen anscheinend immer noch als Ausdruck einer am längsten germanisch gebliebenen Gesellschaft gewertet. Die Forschung ist auch hier weiter. Über germanisches Recht („aus langer Tradition“) wird auf rechtshistorischer Seite seit Jahrzehnten kritisch diskutiert. Das in vielen Bänden der Serie „Transformation of the Roman World“ dokumentierte Ergebnis des Projekts über die komplexen Akkulturations- und Umformungsprozesse der Spätantike und des frühen Mittelalters haben keinen Eingang in diese Darstellung gefunden. Schließlich bleibt auch die Perspektive beschränkt: Die einzelnen Germanenreiche werden, im Kapitel über die Völkerwanderung (1), jeweils nur auf ein paar Seiten abgehandelt, die Franken hingegen erhalten ein eigenes Kapitel; das mindestens ebenso wichtige Westgotenreich kommt ebenso wenig vor wie das Langobardenreich oder die angelsächsischen Reiche. Die Betonung der mittel- und nordeuropäischen Verhältnisse – aber auch bei den Wikingern liegt der Akzent auf den Normanneneinfällen und der Mythologie, nicht auf den skandinavischen Verhältnissen – mag der „germanistischen“ Perspektive entspringen, verkürzt aber doch merklich das Gesamtbild. Bei allem geglückten Bemühen, sich von der alten Germanenideologie abzugrenzen, ist hier keine dem Forschungsstand einigermaßen entsprechende Darstellung gelungen. Bei einem seit Jahrzehnten so problemorientiert diskutierten Stoff wie den Germanen hätte aber wohl auch die Laienleserschaft ein Anrecht darauf, über Diskussionen und Unsicherheiten informiert zu werden.

Hans-Werner Goetz, Hamburg

*Thomas Michael Krüger, Persönlichkeitsausdruck und Persönlichkeitswahrnehmung im Zeitalter der Investitorkonflikte. Studien zu den Briefsammlungen des Anselm von Canterbury (Spolia Berolinensia. Berliner Beiträge zur Geistes und Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit 22). Hildesheim, Weidmann 2002.*

Anselm von Canterbury hat neben seinen theologischen Traktaten ein umfangreiches Corpus von Briefen hinterlassen, verfasst in seiner Zeit als Prior und Abt des Klosters Bec in der Normandie bzw. später als Erzbischof von Canterbury. Drei von vier bereits zu Lebzeiten Anselms entstandenen Briefsammlungen gehen, wie Krüger überzeugend darlegt, auf Anselm selbst zurück. Ihre Funktion dürfte dabei zunächst didaktischer Natur als Musterbriefsammlung für den Schulbetrieb gewesen sein, in den beiden späteren Sammlungen gewinnen neben dem pastoralen Aspekt die historisch-dokumentarische und autobiographische Funktion eine zunehmende Bedeutung. Anselms Briefe haben in der Forschung schon unter verschiedenen Gesichtspunkten Beachtung gefunden, wobei der Aspekt der Freundschaft seit der Arbeit von R. W. Southern (1963) einen besonderen Stellenwert einnimmt und in der Folge kontrovers diskutiert wurde. Unter kirchenhistorischen Aspekten wurden die Briefe von W. Mohr und vor allem von W. Fröhlich Anfang der siebziger Jahre ausgewertet, der später auch eine englische Übersetzung der Briefe angefertigt hat. Krüger wählt nun einen mentalitätsgeschichtlichen Ansatz und betrachtet die Briefsammlungen Anselms unter der Fragestellung der Artikulation des Persönlichen, die er mit den Kategorien des Persönlichkeitsausdrucks und Persönlichkeitswahrnehmung differenziert.

Die Arbeit gliedert sich in drei Hauptteile: 1. Ein allgemeiner Teil, in dem es neben dem historischen Kontext und einem kurzen Überblick über die Forschung um den Persönlichkeitsbegriff geht. Krüger hält ihn gerade aufgrund seiner Vielschichtigkeit im heutigen Sprachgebrauch für geeignet, um in ihm die „voraussetzungslose Frage nach Qualität und Struktur menschlichen Denkens und Fühlens“ (S. 23) zu stellen und bezeichnet die Artikulation von Gedanken Vorstellungen und Gefühlen etc. als „Persönlichkeitsausdruck“ und die Wahrnehmung der „Persönlichkeitsmerkmale“ seitens anderer als „Persönlichkeitswahrnehmung.“ 2. Eine Untersuchung über die Briefsammlungen unter dem Aspekt ihrer Entstehung, wobei die Frage im Mittelpunkt steht, inwieweit die Sammlungen auf Anselm selbst zurückgehen (s. o.). Außerdem geht es um die Klassifikation der Briefe, die Krüger hier völlig zu-

recht als „literarisch stilisierte persönliche Briefe unter besonderer Berücksichtigung des Rangverhältnisses der Briefpartner“ (S. 114) bezeichnet. 3. Die Artikulation des Persönlichen in den Briefsammlungen Anselms, wobei die Salutationes, die Verwendung von „Ich und Du, Wir und Ihr“ in der Anrede, ferner die Aspekte der „Artikulation von Freundschaft“ (unter Herausstellung einer eigenen „alter ego“ Theorie Anselms), „Ermahnungen und Kritik“ sowie die der Rechtfertigung Anselms vor allem im Zusammenhang mit der Kritik an der Übernahme des Amtes als Erzbischof von Canterbury untersucht werden.

Im Rahmen einer historischen Individualitätsforschung beleuchtet Krügers Arbeit exemplarisch, wie nicht nur Einzelbriefe, sondern auch ihre bewusste Zusammenstellung in Sammlungen als Medium des Persönlichkeitsausdrucks und der Persönlichkeitswahrnehmung begriffen werden können, und zeigt, dass Entwicklungen, die man für das zwölfte Jahrhundert mit Begriffen der „Entdeckung des Individuums“ und „Protorenaissance“ belegt hat, bereits im elften bei Anselm greifbar sind. In vielfacher Hinsicht gehen aber Krügers Ergebnisse über seinen Ansatzpunkt hinaus: Das bezieht sich u. a. auf neue Erkenntnisse hinsichtlich des Entstehungsprozesses der Briefe wie auch darauf, dass gerade die Briefsammlungen Anselms nahe legen, nicht von einer englischen Variante des „Investiturstreites“ zu reden, sondern von einem „Zeitalter der Investiturkonflikte“, wo es nicht nur um Konflikte zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt ging, sondern oft auch um die zwischen zwei geistlichen.

Oliver Ehlen, *Wuppertal*

Bea Lundt, *Weiser und Weib. Weisheit und Geschlecht am Beispiel der Erzähltradition von den ‚Sieben Weisen Meistern‘ (12.–15. Jahrhundert)*. München, Fink 2002.

Nachdem die Autorin sich schon früher intensiv mit der historischen Erzählforschung beschäftigt hat und sich mit den 1995 und 1997 erschienenen Beiträgen „Der Herrscher als Mönch“<sup>1</sup> und „Der phaff der gefellet mir“<sup>2</sup> dem vorliegenden Thema angenähert hat, sind nunmehr die umfassenden Ergebnisse ihrer Arbeit erschienen. Bei vorliegendem *opus magnum* handelt es sich um die 1998 an der Universität Basel eingereichte Habilitationsschrift der Autorin. Ausgangspunkt ihrer Untersuchung ist die Frage, wie in der Gesellschaft des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Lebensziele und Handlungsweisen eines intellektuellen Menschen diskursiv konstruiert wurden und wie ein solches „Weisheitsmodell“ mit der geschlechtlichen Identität verflochten war, kurz: Wie sahen die Identitätskonstruktionen für eine gelehrte Existenz in der Vormoderne aus? Lundt berührt damit sowohl Aspekte der historischen Anthropologie, der Genderforschung, der Sozialforschung, der Bildungsgeschichte als auch der Mentalitätsgeschichte. Nicht zuletzt durch die Wahl ihrer Quellen werden zudem Verbindungslinien zur Literaturwissenschaft und Germanistik gezogen. Als Quellengrundlage wurde die populäre Geschichte von den ‚Sieben weisen Meistern‘ (SWM) gewählt, deren Überlieferung Legion ist und die Forschung über lange Zeit hinweg alleine schon auf der Stufe von Textsicherung und -edition beschäftigte.

Grob skizziert, handelt die Rahmenerzählung der SWM von einer Herrscherfamilie, deren Spross und Thronfolger in jungen Jahren zur Erziehung in die Obhut weiser Lehrer in die Ferne geschickt wird. Der Sohn hat verschiedene Proben zu durchstehen, die seine erwachsene Reife testen. Als junger Mann kehrt der Thronfolger an den Hof zurück. Er muss sich sowohl gegenüber einer veränderten Umgebung, dem Hofleben, positionieren als auch gegenüber dem Faktum, dass seine Mutter in der Zwischenzeit verstorben und der Vater neu verheiratet ist. Vergewaltigungsvorfälle der Stiefmutter stellen den jungen Thronfolger auf eine harte Probe und bringen ihn in Todesgefahr. Während der folgenden siebentägigen Verhandlung regen die von den Weisen vorgetragenen Exempla den alten Herrscher zum Nachdenken an und schieben eine etwaige Hinrichtung hinaus. Trotz der Einwände der Stiefmutter wird der Sohn am Ende unschuldig gesprochen, die Frau dagegen getötet.

Für eine detaillierte Untersuchung hat sich Lundt vier verschiedene Überlieferungen dieses Erzählstoffes herausgesucht. Der zeitlichen Reihenfolge nach steht an erster Stelle der lateinische ‚Dolopathos‘-Text des Zisterziensermonches Johannes de Alta Silva vom Ende des 12. Jh. Es folgen die ‚Scala coeli‘ des französischen Dominikaners Johannes Gobi Junior, erschienen ca. 1323–1330. Als drittes wird Hans von Bühels (HvB) erste deutschsprachige

1 Bea Lundt: *Der Herrscher als Mönch. Idealbild männlicher Sozialisation im Wandel (am Beispiel des ‚Dolopathos‘ und des ‚Volksbuches‘ von den sieben weisen Meistern)*, in: *Variationen der Liebe. Historische Psychologie der Geschlechterbeziehungen*. Hrsg. von Thomas Kornbichler und Wolfgang Maaz. Tübingen 1995, 149–172.

2 Bea Lundt: *„Der phaff der gefellet mir“*. Außereheliche Lust und List von Frauen im 15. Jahrhundert am Beispiel von drei Erzählungen des Hans von Bühel, in: *Lustgarten und Dämonenpein. Konzepte von Weiblichkeit im Mittelalter und Früher Neuzeit*. Hrsg. von Annette Kuhn und Bea Lundt. Dortmund 1997.

Fassung in Vers-Form, die Erzählung ‚Diocletianus‘ Leben‘ von 1412, angeführt. An letzter Stelle steht die populäre Erzählung der ‚Sieben weisen Meister‘ in Prosa, wie sie Johann Bämeler um 1473 druckte.

Sehr eingängig legt Lundt dar, wie sich innerhalb der Überlieferungsspanne von drei Jahrhunderten die Figur der Weisen in den Erzählungen gewandelt hat, genauso wie ihre Funktion als Erzieher und das Erziehungsziel. Im ‚Dolopathos‘ wird der Thronfolger im Alter von sieben Jahren aus seiner weiblichen Umgebung herausgelöst und in der Ferne sieben Jahre lang durch den Weisen Virgil erzogen. Vater und Sohn müssen sich aktiv um die Gunst des Weisen bemühen. Erst als der Junge geistiges Potential zeigt, wendet sich der Lehrer ihm zu. Ziel der Erziehung ist es, den Sohn zu einem „Philosophen“ zu machen, der vollkommene Selbstbeherrschung verinnerlicht hat und einem mönchischen Askeseideal folgt. Es entsteht eine geistige Verwandtschaft zwischen Lehrer und Schüler. Nach sieben Jahren erklärt der Gelehrte den Königssohn für an Weisheit gleich. Letzterer hat eine Vision, welche ihn dazu veranlasst, an den väterlichen Hof zurückzukehren. Als sich Lehrer und Schüler trennen, ist dem Königssohn so, als ob er selbst zerrissen würde. Virgil erteilt ihm ein Schweigegebot für die Zeit ihrer Trennung, bis er am Ende des Prozesses gegen den Sohn selbst am Hofe auftaucht und die letzte entscheidende Rede führt.

In der ‚Scala coeli‘ dagegen treten gleich mehrere Weise an der Wiege des neugeborenen Kindes auf. Der Thronfolger wird bei Johannes Gobi Junior an einem abgelegenen Ort in den sieben freien Künsten unterrichtet. Die Lerninhalte sind schematisiert und der Bildungsprozess vollständig entmystifiziert. Die Rückkehr erfolgt hier nicht nach erreichter Reife, sondern auf Wunsch der Eltern. Zum Abschluss seiner Lernphase muss der Thronfolger eine „Efeuprobe“ bestehen als Beweis seiner (auch sexuellen) Reife. Das Kollektiv der Weisen definiert sich nicht als geistigen Erzeuger des Prinzen wie noch im ersten Fall Virgil.

Im dritten Textbeispiel wird der Sohn nach dem Wunsch der toten Mutter einem Kollektiv von Sieben Weisen zur Erziehung übergeben. Nicht mehr konkrete Inhalte spielen hier bei der Erziehung eine Rolle, nur noch das Vorbildhafte auf rein didaktischer Ebene. Die schon im vorigen Beispiel aufgetretene Efeuprobe beendet zwar formal die siebenjährige Lehrzeit des Thronfolgers, verliert aber ihre Schlüsselfunktion. Der Sohn verbringt noch weitere neun Jahre bei den Lehrern, bis der Vater darin einwilligt, die Ausbildungszeit seines Sohnes in dessen 23. Lebensjahr zu beenden. Hier sind rein persönliche Motive des Kaisers für die Beendigung der Ausbildung des Sohnes verantwortlich. Die entscheidenden Tugenden eines Herrschers sind nach diesem Beispiel nicht erlernbar und noch weniger überprüfbar. Die Sexualkontrolle ist bei HvB verschwunden.

In der populären Fassung vom Ende des 15. Jh. wird der Thronfolger einem einzigen Lehrer aus dem Kollektiv der Sieben Weisen überantwortet. Die sieben Weisen treten jeder mit seinen eigenen Fähigkeiten in Konkurrenz zueinander. Das Erziehungsziel ist gänzlich pragmatischer Natur, auf den „öffentlichen gemeinen Nutzen“ hin orientiert. Auch ist der Wandel zum erwachsenen gelehrten Thronfolger nicht mehr an die Beherrschung des Körpers gebunden. Der eigentliche Übergangsritus ist im vierten Beispiel die Einkleidung des Thronfolgers mit den Herrschaftsinsignien (dem Purpurmantel) durch seine Lehrer.

Die Veränderungen innerhalb der SWM entsprechen den Veränderungen der historischen Bildungslandschaft. Sah sich noch Johannes de Alta Silva mit dem Aufkommen neuer Bildungsinstitutionen konfrontiert und der Abkehr vom asketischen Weisheitsideal, so ist in den folgenden Textbeispielen davon überhaupt keine Rede mehr. Wissen wird schematisiert und in einem breiter werdenden Angebot von Bildungsinstitutionen für immer mehr Menschen erreichbar. Der junge Thronfolger muss lernen, sich in einer gemischtgeschlechtlichen Umgebung zu orientieren und als Mann zu positionieren.

Frauen werden in den SWM häufig sehr negativ dargestellt, vor allem die Königin. Lundt moniert jedoch, dass das misogynne Konzept, welches den SWM unterstellt wird, zu oft universalisiert wird. Dass dies nicht immer trägt und durchgängig durchgehalten wird, kann die Autorin eindrucksvoll beweisen. Besonders im ‚Dolopathos‘ lässt sich noch eine Abgrenzung gegen das Weibliche, eine gewisse Angst vor der Frau erkennen. Während die zentrale Frauengestalt der Königin im ‚Dolopathos‘ kaum hervortritt, erfährt sie in der ‚Scala coeli‘ einen gewaltigen Zuwachs an Selbständigkeit und Stärke. Sie spricht selbst, die Weisen sind ihr argumentativ nicht überlegen. Immer wieder klingt bei Johannes Gobi an, dass es keinerlei Verständigungsebene zwischen den Geschlechtern gebe. Lundt zieht das Fazit, „dass in den hundert Jahren der Etablierung der Gelehrtenkultur in den Städten die Frage nach der Begegnung mit der Frau und nach ihrer Mitsprache nicht beantwortet werden konnte“ (320). HvB richtet sein Werk explizit auch an ein weibliches Publikum. In ‚Diocletianus‘ Leben‘ erhält die Stiefmutter eine prominente Stellung, indem sie selbst im Dialog mit den Weisen jeweils Gegen-Exempel zu deren Beispielen vorträgt – wenn auch einschränkend angeführt werden muss, dass diese Exempla die Sprecherin selbst nicht immer in einem positiven Licht erscheinen lassen. Durch die Einführung der leiblichen Mutter und ersten Ehefrau des Kaisers wird ein Gegenpol für Weiblichkeit geschaffen, der sich an der Gestalt der „guten Mutter“ orientiert. „Die pauschale Abwertung des Weiblichen wird durch die Repräsentation des Femininen in zwei Extensionen abgemildert“ (423).

In sehr auffälliger Weise stellen die SWM befriedigende Sexualität als nur außerhalb der Ehe erfahrbar dar. Die Ehe ist vielmehr von Übel und macht den Mann impotent. Besonders im ‚Dolopathos‘ triumphieren männerbündische Lebens- und Verhaltensweisen über das Modell der Familie. Die leibliche Verwandtschaft wird abgewertet zugunsten eines überlegenen Ideals der Zeugung geistiger Nachkommenschaft.

Die SWM lassen sich zusammenfassend als ein narratives Angebot für weibliches und männliches Verhalten in der Gesellschaft lesen. Lundt betont, dass gerade das als sehr starr empfundene Mittelalter für Frauen eine Vielfalt von Identifikationsangeboten bot, nicht zuletzt durch den hohen Status der Jungfräulichkeit und der Institutionen, die ein solches Leben alternativ zur Ehe ermöglichten. Mit dem vorliegenden Werk ist Bea Lundt ein eindrucksvoller und gewichtiger Beitrag zur Revision des statischen Mittelalterbildes gelungen. Ihr umfassender interdisziplinärer Ansatz hat sich als rundum stimmig erwiesen. Es ist sehr zu wünschen, dass dies weiter Früchte trägt.

*Dagmar M. H. Hemmie, Hamburg*

*Bettina Mattig-Krampe, Das Pilatusbild in der deutschen Bibel- und Legendenepik des Mittelalters. (Germanistische Bibliothek 9). Heidelberg, Winter 2001.*

Die Gestalt des Pilatus hat ihren festen Ort in der Passionsgeschichte, gewinnt ihr kulturgeschichtliches Profil aber nicht in den knappen Bemerkungen der kanonischen Evangelien, sondern erst in der folgenden erzählenden Tradition. Dem geht die vorliegende germanistische Untersuchung, eine Innsbrucker Dissertation, nach. Sie stellt in zeitlicher Abfolge sowie nach Gattungen bzw. Textgruppen gegliedert die Erwähnung und Ausgestaltung der Pilatus-Figur vor, beginnend mit den kanonischen Evangelien, den sog. apokryphen Texten (vor allem Nikodemusevangelium, Pilatusbrief) und der Entstehung der Pilatuslegende in der frühchristlichen Literatur, die bereits eine für die Folgezeit bedeutsame Verbindung mit der Veronika-Legende eingeht (S. 23–66). Ein eigenes Kapitel ist den Pilatus-Zeugnissen in der deutschsprachigen Bibelepik gewidmet: Heliand, Otfrid, Frau Ava, Bruder Philipp etc. (S. 67–98); die gesamte lateinische Bibelepik bleibt indes ausgeschlossen. – Im Mittelpunkt der Untersuchung (S. 99–154) steht die deutschsprachige Tradition des Evangelium Nicodemi. In vergleichenden Querschnitten werden die einzelnen Handlungsstufen (Anklage, Fahnenwunder, Warnung durch die Gattin des Pilatus etc.) aus dem gesamten deutschen Quellenbestand analysiert, zu dem neben den dichterischen Texten auch die Legendenüberlieferung und das höchst bedeutsame Klosterneuburger Evangelienwerk gehören. Die Pilatus-Tradition innerhalb der Gattung Legende (Legenda aurea, Passional, Der Heiligen Leben) sowie in unabhängiger Überlieferung (Großer Seelentrost; Heinrich von St. Gallen, Johannes Rothe, in der Sangspruchdichtung) zeigt die Breite des spätmittelalterlichen Interesses an dieser Gestalt (S. 155–223) –. Ausgeblendet bleibt in dieser Arbeit freilich das in diesem Zusammenhang höchst ergiebige Feld der spätmittelalterlichen Passionsspiele, die wegen ihres spezifischen Öffentlichkeitscharakters Beachtung verdient hätten.

Die Qualität der Arbeit liegt in ihrer genauen, manchmal allzu rezeptiven Unterrichtung über das umfangreiche Arsenal erzählender Quelle. Mag vieles davon – etwa zu Otfrid, zum Heliand oder zu Frau Ava – dem germanistischen Fachmann auch bekannt sein, für den interessierten Benutzer aus anderen Fächern wird hier ein kompetenter und hilfreicher Einstieg in den Gegenstand und die aktuelle Forschungslage geboten. – Ein weitergehender methodischer oder theoretischer Anspruch ist nicht angestrebt.

*Nikolaus Henkel, Hamburg*

*Robert I. Moore, Die erste europäische Revolution. Gesellschaft und Kultur im Hochmittelalter. München, Beck 2001.*

In einer knappen Einführung zur Reihe „Europa bauen“ kündigt der Herausgeber Jacques Le Goff von Hoffnungen, Chancen und Traditionen, die unserer Gegenwart aus der Konstruktion ihrer Vergangenheit erwachsen. Wie dicht Europa im 11. und 12. Jahrhundert begriffen werden mag, zeigt die geistreiche Zusammenschau des in Newcastle upon Tyne lehrenden Mediaevisten Robert Moore, der sein Thema ohne disziplinäre Grenzen angeht und aktuellen Erwartungen manche historische Tiefenschärfe verleiht.

Niemals blieb Europa von Revolutionen verschont, von der Ausbreitung der römischen Kultur über ihre Einschränkung, ihre mittelalterliche Erneuerung, ihre Rückbesinnung auf die Anfänge, ihre Globalisierung im 16. Jahrhundert, ihre Erschütterungen im 18./19. Jahrhundert, ihre soziale Zersetzung und ideologischen Katastrophen im 20. Jahrhundert. Was meint da überhaupt „Revolution“, „europäische Revolution“? Allzu wohlfeil steht uns der Begriff der großen allgemeinen Umwälzung inzwischen zu Gebot, ohne dass wir ihn in seiner Brisanz noch nachhaltig bedächten. Wer sich davon freimacht, die ersten, zweiten oder dritten dieser historischen Entwicklungs-

sprünge entdecken und propagieren zu wollen, der findet in diesem Buch doch noch eine stimulierende Lektüre. Damit sind weniger die zu erwartenden Passagen über den üblichen „Aufbruch zu neuen Ufern“ (S. 25 ff.) oder „die Mächtigen und die Armen“ (S. 50 ff.) gemeint, auch nicht „der regulierende Geist“ (S. 176 ff.), der Europa über all seine Jahrhunderte bedrängte. Diese Begriffe, geronnen in ermüdenden Sprechblasen unserer Europapolitik, erzeugen beim Leser keine wirkliche Spannung mehr: Das Erwartbare ist uns langweilig. Ob wir das Eine oder Andere als Revolution oder als üblichen Wandel betrachten, bleibt gelehrten Debatte im Winkel vorbehalten. Historiker, die mit dem großen Wort der initialen Revolution auf sich aufmerksam machen, verpassen allzu leicht die vielen gleichzeitigen Kontinuitäten. Nur wer die aufgeregten Erwartungen überwunden hat, liest endlich ein schönes, nachdenkliches Buch, über die vielen Neuansätze des beginnenden zweiten Jahrtausends, über die neue Wirtschaft und Gesellschaft, über neues Denken und Handeln. Wort-Besessene mögen das weiter die erste Revolution unseres Kontinents nennen. Wer es altmodischer mit „Wandel und Formierung“ hielt, käme dem Ertrag dieses Buchs, ohne dass er gleich ganz Europa im 12. Jahrhundert baute, auch auf die Spur.

Fazit: Der gelungene Beitrag Moores benötigt seine mühsam erzwungene Aktualisierung gar nicht, weil er aus seiner bloßen Durchführung überzeugt. Und die interdisziplinäre Mediävistik könnte sich ohne aktualitätsbezogene Sprechblasen auch Gehör verschaffen, allein mit jener intellektuellen Durchschlagskraft, die ihr sachlich zu Gebot steht.

*Bernd Schneidmüller, Bamberg*

*Martina Pippal, Kunst des Mittelalters – Eine Einführung. Von den Anfängen der christlichen „Kunst“ bis zum Hochmittelalter. Wien, Köln, Weimar, Böhlau 2002*

Wie das Vorwort mitteilt, ist diese Einführung aus dem Mittelalter-Teil einer bis in die Gegenwart führenden Überblicksvorlesung hervorgegangen. So versteht die Verf. das Buch „als eine Art Scriptum zu meiner Vorlesung, (es) ist darüber hinaus als einführende Lektüre für einen weitaus größeren, auch über den Bereich des universitären Kunstgeschichtsstudiums hinausgehenden Interessentenkreis konzipiert“ (S. 19). Behandelt wird der Zeitraum von den ersten christlichen Bildzeugnissen im 3. Jh. bis zur Kunst um 1250. Sehr anerkanntenswert ist, dass die Verf. dies als kohärentes Stoffgebiet begreift und somit der vielerorts aus der universitären Kunstgeschichte längst in andere Disziplinen ausgelagerten frühchristlichen Kunst breiten Raum, fast die Hälfte des Textes widmet. Auf der anderen Seite wird die vertretbare, aber nur unzulänglich begründete Entscheidung, diesen Überblick im 13. Jahrhundert enden zu lassen und dabei die Gotik vollständig auszusparen, die durch den Buchtitel geweckten Erwartungen teilweise enttäuschen. Davon abgesehen vermag das mit Bibliographie (die leider nahezu ausnahmslos nur weitere Überblickswerke verzeichnet), Glossar, Register und 64 SW-Abbildungen ausgestattete Buch als einführender Überblick aber insgesamt nicht wirklich zu überzeugen.

Angesichts der Stofffülle und gut 250 Druckseiten Textumfang wird man jedes Verständnis für Konzessionen bei der Werkauswahl, für Vereinfachungen und Verkürzungen aufbringen; man wird aber bezweifeln müssen, dass es zur Strukturierung dieses komplexen Gegenstandsfeldes hinreichend ist, vor allem und nahezu ausschließlich die Chronologie zu bemühen. Die Verf. skizziert Schritt für Schritt eine jeweils auf wenige Fakten reduzierte Kirchen- und Herrscher Geschichte und platziert dann in diesem „Kontext“ die einzelnen Werke. Diese werden mal nur erwähnt und aufgezählt, mal stilanalytisch, mal ikonographisch angesprochen, gelegentlich auch mehr oder weniger unvermittelt zu historischen oder kulturgeschichtlichen Phänomen in Beziehung gesetzt. Alle diese Aspekte, wie zahlreiche eigenwillige Wertungen selten begründend erörtert, kommen ohne erkennbares System und in einer kaum nachvollziehbaren Disposition und Gewichtung zur Sprache. Die Darstellung begnügt sich mit einer Aneinanderreihung von historischen Ereignissen, Daten, Werken, Beschreibungen, Stiletiketten und Wertungen, ohne aber zu einer kohärenten Stil- und Formgeschichte zu gelangen oder andere Strukturen und übergreifende Zusammenhänge offen zu legen. Das Diktat der kleinteiligen Chronologie verhindert, so fundamentale Konstitutionsbedingungen mittelalterlicher Kunst wie beispielsweise Mönchtum und Klöster, Buch-, Schreib- und Lesekultur, Liturgie, Herrscherrepräsentation oder Stiftungswesen über ein punktuelles und oft eher zufälligen Ansprechen hinaus vertiefend, zusammenfassend und in dem Ozean an Fakten Orientierung bietend zum Thema zu machen. Auf eigentümliche Weise steht diese Einführung damit auch allen Fragen und Interessen sehr fern, die eine zeitgemäße Mediävistik ausmachen. Einsichten über die Kunst des Mittelalters und ihr Verstehen befördert eine solche Einführung wohl nur sehr eingeschränkt.

*Bruno Reudenbach, Hamburg*

Frank-Michael Reichstein, *Das Beginnenwesen in Deutschland. Studien und Katalog* (Wissenschaftliche Schriftenreihe Geschichte 9). Berlin, Köster 2001.

Die Dissertation von Frank-Michael Reichstein (TU Berlin 2001) behandelt eingangs Standardprobleme der Beginnenforschung, die etymologische Deutung des Namens „Begine“ und die divergierenden Theorien über die Entstehungsursachen der Beginnenbewegung. Er bettet beide, auf internationaler Ebene geführten Debatten in einen wissenschaftsgeschichtlichen Horizont ein. Anschließend verortet Reichstein, den Thesen von Martina Wehrli-Johns und Kaspar Elm folgend, die beginische Bewegung im Umfeld der laikalen, apostolischen Bußbewegung des 13. Jahrhunderts. Aus dieser Positionierung heraus betont er die Nähe der Beginnen zu den Bettelorden (Prädikanten, Barfüßer und Augustinereremiten) und den Terziarinnengemeinschaften. Wie in älteren Lokaluntersuchungen bereits erkennbar war, ist der Übergang von regulierten Gemeinschaften, semireligiösen Laiengruppen und Beginnen fließend. Neu hingegen dürfte sein, dass die Zisterzienser als benediktinischer Reformorden ebenfalls enge Verbindungen zu Beginnen unterhielten. Gegenüber der jüngst von Andreas Wilts und Martina Wehrli-Johns geäußerten Vermutung, dass die Beginnenbewegung in Deutschland stärker von der Armut- und Bußbewegung Italiens angestoßen worden sei, verteidigt Reichstein die ältere Theorie, die die deutsche Beginnenbewegung im Schlepptau der flandrisch-niederländischen Entwicklung sah. Möglicherweise löst sich diese Kontroverse in Luft auf, wenn man Süd- und Norddeutschland in ihrer je eigenständigen Entwicklung betrachtet. Im Gegensatz zu Wilts, der in seiner Untersuchung des Bodenseeraums jede Form weiblichen Religiosentums in die Nähe des beginischen Umfeldes gestellt hatte und daher zu der Auffassung gelangt war, das Beginnenwesen sei nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Land weit verbreitet gewesen, vertritt Reichstein, der mit einem engeren Beginnenbegriff arbeitet, die Ansicht, dass diese weiblichen Religiosengemeinschaften ein typisch städtisches Phänomen gewesen seien. Abschließend (S. 144–174) stellt Reichstein einen umfassenden Vergleich der überlieferten Statuten für Beginnen-gemeinschaften an (Binnenstruktur, Kleidung, Ökonomie, Caritas).

Verdienstvoll ist das umfangreiche Inventar der Beginnen-gemeinschaften in Deutschland (S. 202–373), das den Einstieg in eigenständige lokale oder regionale Forschungen erleichtert und ein lange angemahntes Desiderat behebt. Reichsteins Beginnenbuch ist ein Handbuch und Nachschlagewerk, geeignet als Einstiegslektüre für Mediävisten, Kirchenhistoriker und FrauenforscherInnen. Neue methodische Wege oder über die bisherigen Debatten hinausweisende Deutungen darf man von ihm nicht erwarten.

Hedwig Röckelein, Göttingen

Jan Rüdiger, *Aristokraten und Poeten. Die Grammatik einer Mentalität im tolosanischen Hochmittelalter* (Europa im Mittelalter 4). Berlin, Akademie 2001 (zugl. Diss. Basel 1998).

Mit der Vorannahme einer „vorstellbaren und auffindbaren gemeinsamen Mentalität“ der Tolosaner des späten 12. und frühen 13. Jhs im Gepäck, fragt R. nach der Organisation und Manifestation dieser als „endliche Menge von Optionen“ definierten Mentalität in der Praxis. Er hat dabei prinzipiell alle Lebensbereiche im Blick, insbesondere aber die Sprache der Trobadors, in deren Formalisierung und Anspruch auf allgemeine Gültigkeit und Deutungshoheit über alle Ereignisse er den „dichtesten“ Ausdruck der Mentalität erkennt.

R. gliedert seine Studie in vier große Teile: In „Aristokraten“ (I) werden auf der Basis der bisherigen Forschungen zur Region „Langue d’oc“ und sozial- und wirtschafts- sowie religionshistorischer Quellen die Oberschicht Tolosas und ihre Lebensumstände vorgestellt. Anders als im Norden Europas, so R., wurden Verbalisierung und Visualisierung von Herrschaft, sozialer Distinktion und „Lehns“-Verhältnissen vermieden, jeder konnte – theoretisch – aus eigener Kraft zum *pros hom* werden, wobei die Wertmaßstäbe der Kirche keine bestimmende Rolle spielten. Teil II widmet sich der Rekonstruktion der Vorstellungen, Wahrnehmungsmuster und Repräsentationen der „Poeten“ – die durchaus dem selben Personenkreis angehören können wie Aristokraten – und der Praxis ihrer Mentalität in der Kultur der *cortesia*. R. wertet die Strategie der Namensgebung, den Katharismus, vor allem aber die „Reden“ der Trobadorlyrik als Manifestationen der Mentalität in der Praxis. Als dritte Sprache neben dem Lateinischen und Alltagsokzitanisch bildete das „Hochokzitanisch“ der Trobadors – die Gleichrangigkeit der Laienkultur mit der der Kleriker postulierend – die Grundlage der Mentalität der *Cortesia*. Die Lyrik hatte gegenüber anderen Gattungen einen Hegemonieanspruch. Die tolosanischen Trobadors waren laut R. die einzigen, die z. B. in Lehrgedichten, das „oben und unten“ der Gesellschaft benennen durften. In Kanzoneen dagegen wurde die Kultur der *cortesia* als dezentral und egalitär in einer Art „höfischem Kontinuum“ definiert: An jedem Ort zu jeder Zeit musste ein ambitionierter *pros* den Code der *cortesia* parat haben, um sich in dieser „textual community“ (nach B. Stock) zurechtzufinden. Für fremde Beobachter wirkte dieses System, als fehlten jegliche Herrschaftsstrukturen. Die Sprache der *cortesia* bewegte sich ausschließlich im Rahmen der *fin’amor*, nur indem man – vordergründig – über Frauen

sprach, konnte man auf einer symbolischen Ebene über alle anderen Themen sprechen. Diese Ebene wurde durch die „symbolische Grammatik“ strukturiert, deren „symbolische Syntax“, „symbolische Semantik“ und „symbolische Pragmatik“ R. mit dem lateinischen, germanischen und andalusischen Erbe in Verbindung setzt und deren grundlegende Merkmale er in der ausschließlichen Kontextbezogenheit ihrer Elemente – den symbolischen Morphemen und Lexemen, die aus den Lexemen und Sätzen der Wort-Sprache gebildet werden – und der grundsätzlich gegebenen Möglichkeit, über jedes Thema zu sprechen, sieht. Liest man die Kanzonenstrophe (*cobla*) als symbolischen Satz, als Teil eines Diskurses, so lösen sich Widersprüche auf der Wortebene auf. Einzelne symbolische Morpheme (wie – als polysemes Paradebeispiel – „Frau“) erhalten erst im Kontext ihrer Verwendung in der symbolischen Sprache ihre Bedeutung. An einer Beispielkanzone zeigt R., wie der Trobador – und mit ihm die Gemeinschaft der *pros* – in diesem Rahmen mit der Herausforderung neuer Herrschaftskonzepte umging, indem er das Universum der Aristokratie, die sich über die ständig wechselnden Machtverhältnisse grundsätzlich über das gegebene Wort in einer *convenientia* verständigte, dem in dem Wort „*dominus*“ kondensierten Problem der Versuche der Großen gegenüberstellte, Herrschaft zu institutionalisieren. Die Wahlmöglichkeit zwischen diesen beiden Konzepten war eine Neuerung des späten 12. Jh.s und bedrohte die Mentalität der tolosanischen Aristokraten existentiell, so dass sich (nach Geertz) aus der bisher nicht verbalisierten sozialen Praxis die höfische „Ideologie“ entwickelte. Auf „Die Macht der schönen Worte“ im täglichen Miteinander weist R. in III hin. Um 1202 begannen die „Popularen“ ihre Vorstellungen von „Kommune“ in Tolosa zu verwirklichen, indem sie ihr Ort, Gedächtnis und das Gepräge eines „kollektiven *pros*“ gaben. Für Letzteres benötigten sie die Unterstützung der Aristokraten, die sie zunächst stark bedrängt hatten und somit in Gefahr geraten waren, dass diese alte Loyalitäten mit der Umlandaristokratie verstärkten. Hier zeigt R., wie sich das „mentale Potential“ der Tolosaner konkretisierte, indem zum einen die neuen Machthaber die egalitären Elemente der *cortesia* übernahmen und umgekehrt das System der *cortesia* – durch sein Distinktionspotential attraktiv für die neue Oberschicht – sich sprachlich auf die andersartigen Erfahrungen der Popularen einließ und sich so neue und alte Oberschicht einander annäherten. Ziel beider Gruppen war die Propagierung der Einheit Tolosas nach Innen und Außen. In „Tolosa e Paratge“ (IV) beschreibt Rüdiger an vier Ereignissen des Albigenserkriegs den Bezug zwischen der Sprache der *cortesia* und den Möglichkeiten der Tolosaner in diesem Rahmen zu (re)agieren. Angesichts der Herausforderung des Kriegs und der anders gearteten Mentalität der Kreuzfahrer war die *cortesia* zunächst verstummt und weniger spezialisierte Ausdrucksweisen wurden genutzt. Erst nach dem Fall von Lavaur 1211 wurde in Kampfliedern und Kanzonen in einer Mischung aus Epos und *cortesia* auch der Krieg „sagbar“. Charakteristisch dafür ist der zweite Teil der *Cançon de la crosada*, der in der Form der *Chansons de gestes* ein neues Universum mit den Werten und den Worten der *cortesia* entwarf und den Widerstand legitimierte. Im Zentrum dieses Universums stand der semantisch zunächst relativ enge Begriff *paratge*, der allerdings so weit ausgedehnt wurde, dass er die gesamte Lebenswelt der Tolosaner umfasste. Mit Hilfe eines Stil- und Wertekonservatismus wurde die Kluft zwischen *cortesia* und Kommune noch einmal überbrückt, doch nach kurzer Zeit konnte das Konstrukt den erneut veränderten Machtstrukturen nicht mehr standhalten und mit dem „Volk“ begann auch eine neue Ausdrucksweise zu dominieren. Die Kultur der Parität wurde aufgegeben und man kapitulierte gleichzeitig vor den kapetingischen Angreifern, deren Maßnahmen bald die letzten Elemente der Mentalität der *cortesia* vernichteten.

Dem Autor gelingt es, auf einer breitgefächerten Quellenbasis und mit verschiedenen Herangehensweisen die Mentalität der gebildeten Tolosaner „dicht“ zu beschreiben, doch zeigen sich auch Grenzen der „Querfachlichkeit“; so wird sich z. B. der kunsthistorisch interessierte Leser wundern, dass die Quellen aus diesem Bereich nicht mit der gleichen theoretisch-methodischen Sorgfalt behandelt werden wie die sozial- und wirtschaftshistorischen und poetischen Schriftquellen.

Anja Lutz, Hamburg

Jean-Claude Schmitt, *La conversion d'Hermann le Juif. Autobiographie, histoire et fiction*. Paris, Editions du Seuil 2003.

Jean-Claude Schmitt, seit 1983 wissenschaftlicher Direktor an der Ecole des hautes études en sciences sociales in Paris und bekannt vor allem durch sein grundlegendes Werk zur Logik der Gesten mit Mittelalter (1990), hat eine französische Übersetzung und eine ausführliche Einleitung zu einer Mitte des 12. Jh. verfassten Bekehrungsgeschichte vorgelegt. Es handelt sich um die Autobiographie des Hermannus quondam Iudaeus (1107/8 – nach 1181), des kurz vor 1130 auf den Namen Hermann getauften Kölner Juden Juda ben David ha-Levi, der bald darauf in das erste deutsche Prämonstratenserstift Cappenberg an der Lippe eintrat und später Propst der Filialgründung Scheda im kölnischen Westfalen wurde.

Die Einleitung gibt, im Unterschied zu der weitgehend positivistisch rekonstruierenden, die Verankerungen der Angaben des Textes in der Wirklichkeit nachprüfenden Einführung, die Gerlinde Niemeyer 1963 im Zusammenhang ihrer Textedition für die MGH verfasste, eine neue Deutung von Charakter und Aussageabsicht des Textes, die auf der methodischen Einsicht basiert, dass Fakten und Fiktionen für den mittelalterlichen Menschen mit seinem ganz anders definierten Wahrheitsbegriff nicht zu trennen waren.

In gleichsam konzentrischen Kreisen, die das „opusculum de conversione sua“ gattungsgeschichtlich z. T. fast allzu weit ausholend mit den autobiographischen und visionären Texten Othohs von St. Emmeram, Guiberts von Nogent, Ruperts von Deutz, Hildegards von Bingen und Elisabeths von Schönau vergleichen – deren psychoanalytische Deutbarkeit er im übrigen mit guten Gründen widerlegt (p.116f.) – fängt er in sechs Kapiteln „Fiction et vérité“, „L'autobiographie médiévale“, „Le rêve et son interprétation“, „La conversion à l'image“, „Le baptême et le nom“, „Une nouvelle ère de conversion“ die Besonderheit des Werkes ein. Er erweist die von der Forschung häufig gestellte Frage „vérité ou fiction?“ (s. DA 45(1989)247; 50(1994)283; Anal. Praem. 71(1995)52–76) als irrelevant für die Interpretation des Textes. Wahrheit hieß für die Zeitgenossen Übereinstimmung mit der göttlichen Weltordnung, nicht notwendig Authentizität. Diese Eigenart des Wahrheitsbegriffs erlaubte es durchaus, fiktive Elemente in einen Text einzubauen, die den Wahrheitsgehalt sogar noch verstärken konnten. Dies gilt vor allem für die als Rahmen konzipierte Traumgeschichte des Opusculum und ihre Deutung, die den Kern der Argumentation Schmitts ausmacht. Mit 13 Jahren träumte Judas, dass Kaiser Heinrich V. (1105–25) ihm die Insignien der Macht eines jüngst verstorbenen Fürsten geschenkt habe, einen Schimmel, einen goldenen Gürtel mit seidenem Band etc. Der Beschenkte begleitet den Herrscher in seinen Palast, speist mit ihm als sein vertrauter Freund und teilt sein Mahl aus Kräutern und Wurzeln. Als Judas nach dem Erwachen seinen Onkel Isaak nach einer Deutung des Traums befragt, antwortet dieser ihm in einer literalen Interpretation, er werde reich heiraten und ein großes Vermögen machen. Aber der Junge gibt sich damit nicht zufrieden. Am Schluss des Werkes steht dann die spirituelle Deutung des Traums als Initiation der *conversio*: „Terrenus ille, qui mihi apparuit, imperator, celestem significat regem ... regio equo insedi, quia gratia baptismi in me vacua non fuit ...“

Die mittelalterliche Fiktion als bewusste Konstruktion eines so oder ähnlich – das hält Schmitt für unentscheidbar – verlaufenen Lebens verweise – und dies ist die Hauptthese – auf die Kommunikationssituation, in der der Text entstanden sei: innerhalb der Kanonikergemeinschaft von Cappenberg. Die Funktion der sog. Autobiographie, die wie jeder historische Text Wahrheit und Fiktion zugleich sei, sei es nicht gewesen, Juden zur Annahme des Christentums zu bewegen, sondern sei in der Selbstdarstellung des Klosters als Institution zu sehen. Indem die ohne Zwang erfolgende Bekehrung Hermanns, der nicht nur Kanoniker, sondern Priester wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach von den Kanonikern von Cappenberg als Biographie stilisiert worden sei, hätten sie die Vorbildlichkeit ihres Lebenswandels betont und damit ihre Existenzberechtigung begründet. „La force de séduction de cette figure du converti“ mache die Wirkung des Textes gleichsam als Werbeschrift für den neuen Orden aus.

Zu dieser These passe vorzüglich auch der Name „Hermann“ des Konvertiten. Denn er enthält eine Anspielung auf Hermann, den Großvater des Abteigründers Gottfried von Cappenberg. Die teils fiktive scheinbare Autobiographie wird damit zu einer Art spiritueller Gründungslegende oder *origo* des neuen Ordens und seiner Einrichtungen. Wenn Gott Judas im Traum bestimmt hat, Hermann zu werden, wie es der Text darstellt, der Traum aber für den mittelalterlichen Menschen ein Medium der Verbindung des Göttlichen mit dem Menschlichen war, dann durften sich die westfälischen Kanoniker in der Tat göttlicher Legitimation sicher sein.

Das auf den ersten Blick paradoxe Auftreten des Benediktinerabtes Rupert von Deutz (1076–1129), des Gregorianers, damaligen Hauptvertreters der monastischen Theologie in Deutschland und Gegners Norberts von Xanten, in einem Streitgespräch mit dem Konvertiten Judas steht zu dieser Deutung nicht im Widerspruch. Denn Rupert wird kein entscheidender Anteil an der Bekehrung zugewiesen, er rückt gleichsam ins zweite Glied, fungiert lediglich als Opponent in der Diskussion über die Rolle von Bildern im jüdischen bzw. christlichen Kontext. Durch Einbeziehung der Gegner der neuen Orden wird deren Berechtigung nur umso glaubwürdiger dokumentiert.

Im „opusculum“ wird nach Schmitt die „conversio“ seines Helden zum „paradigme plus général de la culture chrétienne de cette époque“. Das Schlusskapitel interpretiert die individuelle Bekehrung ganz exegetisch als Bild für andere Typen der *conversio*: die Verwandlung von Schloss Cappenberg in eine Prämonstratenserabtei, die von den neuen Orden angestrebte Spiritualisierung der gesamten Gesellschaft in Nachahmung der *vita apostolica*, die Verwandlung des Fleisches in Geist. „Chacun est appelé à se convertir, en contemplant autour de lui un monde en pleine conversion. C'est pour eux, d'abord, que l'Opusculum répète jusqu'à plus soif que la chair doit être convertie en esprit ... Ce principe est la clef de l'exégèse, de la conversion de la 'lettre' de l'Ancien Testament dans 'l'esprit' du Nouveau Testament. Un tel modèle connaît sur tous les plans un renouveau au XIIe siècle, avec l'émergence de nouveaux ordres et de nouveaux courants de pensée dans l'Eglise“ (p. 239f.).

Hermann als Bruder von Cappenberg sei nichts als die Maske (*persona*) der gesamten Kanonikerschaft, er lade seine Brüder ein, seinem Beispiel zu folgen, er gebe ihnen ein Vorbild ihrer Identität. Insofern leiste er in der Absicht der Verfasser ein Werk der *memoria*.

Diese Intention des Textes in weitausgreifendem, die Mentalität der Zeitgenossen ausleuchtendem Studium erschlossen zu haben, ist das Verdienst Schmitts. Die Plausibilität seiner Interpretation erweist zugleich, wie fruchtbar ihre geschichtsmethodische Voraussetzung ist: die Aufgabe der strikten Opposition zwischen „Fakten und Fiktionen“.

Verena Postel, Marburg

*Ferdinand Seibt, Die Begründung Europas. Ein Zwischenbericht über die letzten tausend Jahre, Frankfurt/M., S. Fischer* <sup>3</sup>2003.

Vor wenigen Monaten, genauer am 07. April 2003, starb in München der Mediävist Prof. Dr. Dr. h. c. Ferdinand Seibt. Sein jüngstes Buch über die europäische Geschichte gehört zu seinem Vermächtnis. Und, um es vorweg zu sagen: Es ist ein Meisterwerk der Erzählkunst mit viel Liebe zum Detail, aber auch mit dem Blick auf generelle Entwicklungsparallelen. Wenn es um Europa geht, waren für Ferdinand Seibt stets die Begriffe „Verbindung“ und „Bewegung“ unentbehrlich.

Ferdinand Seibt, 1927 in Nordböhmen geboren, studierte nach dem Krieg in München und lehrte von 1969 bis 1992 als ordentlicher Professor an der Ruhr-Universität Bochum mittelalterliche Geschichte. Er war Träger zahlreicher Historikerpreise, Ehrendoktor der Karls-Universität Prag, Träger des Bundesverdienstkreuzes, Träger des Verdienstordens der Tschechischen Republik, Träger des Offizierskreuzes der Großherzogtums Luxemburg und Erster Vorsitzender des Collegium Carolinum in München, der Forschungsstelle für die böhmischen Länder. Von Beginn seiner Lehr- und Forschungstätigkeit an setzt er sich engagiert und fachkundig für die vergleichende und Gemeinsamkeiten herausstreichende Historiographie ein. Auf europäischer Ebene wurde dieser Neuanfang von ihm im zweiten Band des von Theodor Schieder herausgegebenen Handbuchs der europäischen Geschichte präsentiert. Vor allem aber war Seibt Meister der Sprache und damit einer jener seltenen Gelehrten in Deutschland, die sich nicht schämen, komplex-komplizierte Sachverhalten auf den Punkt zu bringen und Geschichte so geistvoll wie anschaulich zu erzählen. Seibts zahlreiche Bücher, besonders seine Spätwerke, allesamt angenehm zu lesen, und dennoch keine leichte Kost, sondern höchst anspruchsvoll und intellektuell herausfordernd, wurden Bestseller: „Karl IV. Ein Kaiser in Europa“ (1978) oder „Karl V. Der Kaiser und die Reformation“ (1990) sind weit mehr als nur gut geschriebene Biographien. Hier wird ebenso wie im Zuge seiner vergleichenden Beobachtungen und scharfsinnigen Reflexionen über Jan Hus (1997), die Hussiten (Hussitica 1965, 1990) sowie die Utopien (Utopica 1972) und die „Revolution in Europa. Ursprung und Wege innerer Gewalt. Strukturen, Elemente, Exempel“ (1984) nicht nur gezählt, sondern vor allem erzählt, wird nicht nur strukturiert, sondern auch gewertet.

Überhaupt wagte es Seibt, thematisch weit auszuholen und – wie im vorliegenden Buch – auch mittelalterliche Phänomene bis in die Gegenwart hinein zu verfolgen. Seine zuletzt erschienenen durchaus politischen Bücher belegen es anschaulich: „Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas“ (1974, 1993) und „Das alte böse Lied. Rückblicke auf die deutsche Geschichte 1900 bis 1945“ (2000). Überhaupt seine Verdienste um die deutsch-tschechische Verständigung! Die Geschichte darüber muss erst noch geschrieben werden. Sein unermüdliches Engagement brachte ihm jedenfalls nicht nur Lob ein. Es hagelte Kritik, sachliche, die er aufnahm, aber auch unsachliche, die er energisch zurückwies. Seinen Weg der Versöhnung ging er unbeirrt weiter, und die Kunst des kritischen Vergleichens und spannenden Erzählens perfektionierte er. „Glanz und Elend des Mittelalters. Eine endliche Geschichte“, bei Siedler erstmalig 1987 erschienen, belegt diese sich geradezu zur Poesie verdichtende „ars narrandi“ anschaulich.

Das vorliegende Werk über Europa, gerade erst einige Monate auf dem Markt und schon in dritter Auflage erschienen, setzt diese meisterhafte Erzähltradition fort. Aus vielen spannenden stories entsteht history, aus zahlreichen Beobachtungen und Reflexionen ein spannender „Zwischenbericht“ unter ungewohnten Perspektiven. Dabei weist das Buch nur drei Teile auf. Die aber haben es in sich: Der erste Teil, überschrieben mit „Tausend Jahre“ (17 – 94), spricht zunächst einmal von den Epochen Europas, vom „Dasein im Raum“ und vom „Sein in der Zeit“. Ein zweiter, betitelt mit „Holz und Stein, Gold und Eisen“ (95 – 230), lässt tief in die europäische Alltagswelt blicken, in die mittelalterliche, neuzeitliche und gegenwärtige Mentalität. Dabei wird zunächst der Blick auf die europäischen Lebensadern geworfen, auf die Straße, dann auch auf das Geld. Regiert es wirklich die Welt? Und was ist mit den europäischen Bauten, den Häusern, den Burgen, den Schlössern? Wie „hauste“ man? Wie hausen wir, in Holz, in Stein? Wir leben und sterben oft genug in unseren Behausungen, ja, aber wie? Und was ist mit den Kirchen, den Gotteshäusern? Wie haben sie sich entwickelt? Was bringen sie zum Ausdruck in Romanik, Gotik, Renaissance

und Barock? Und vor allem: was kam danach? Im letzten Teil ist davon die Rede, wovon in herkömmlichen Geschichtsbüchern stets zuerst, wenn nicht gar ausschließlich gesprochen wird: von den Mächtigen und den Reichen, den Machtzentren und den Reichsbildungen. Sodann wird, unter der Überschrift „Die Entfaltung Europas“ auch vom Christentum gesprochen: „Das auf europäischem Boden ursprünglich fremde Christentum siegte über alle einheimische Religiosität mit einer bis heute kaum erklärten Kraft und mit im Ganzen nur unwesentlichen und kurzfristigen Rückfällen. Es blieb damit bis ans Ende des zweiten Jahrtausends die definitorische Basis Europas“ (299).

Überhaupt die eigenartige Verbindung von Religiosität und Weltlichkeit, von Glaube und Vernunft, von Göttlichkeit und Menschlichkeit, ist sie es nicht, die Theologen an das erinnert, was sie selbst oft genug „inkarnatorisches Prinzip“ nennen? Dieses „inkarnatorische Prinzip“ zu *leben* in theologisch gegründeter Weltbejahung, „ungetreunt“ und „unvermischt“, macht den innersten Kern und äußersten Stern dessen aus, was „christliches Abendland“ heißt. Dieses wurde, wie Seibt detailliert zeigt, lange Zeit mit Europa mehr oder minder identifiziert. Und heute? Heute ist es nicht mehr so. Seibt nennt die europäischen Mutationsschübe in aller Deutlichkeit. Und doch gibt es so etwas wie eine gemeinsame europäische Kultur. Vielfach variiert, ist sie inzwischen weltweit verbreitet und lässt bei genauem Hinsehen die Spuren dieses „inkarnatorischen Prinzips“ erkennen. Es bewegt und verbindet die Europäer noch heute, „eine rational intendierte Lebensbewältigung mit ihrer eigenen Vorstellung von Vergangenheit und Zukunft, mit ihrer Ordnung, Planung und Hoffnung, mit dem technischen Fortschrittsoptimismus und der klassischen Humanitätsidee, mit ihrem gebrochenen, aber noch immer lebendigen Christentum. Dazu noch mit einem Schuss Kulturpessimismus, wie ihn die Historiker seit je aus Hochschätzung vor dem antiken Erbe vermittelt haben“ (18). Ein Buch voller Informationen, interdisziplinärer Perspektiven und erstaunlicher Thesen. So geistvoll wie spannend geschrieben, provoziert es zu kritischer Reflexion und kollegialer *relecture*. Ein anregendes, ein nachdenkliches, ein Seibt-Buch.

Manfred Gerwing, Eichstätt

Karl Stackmann, *Frauenlob, Heinrich von Mügeln und ihre Nachfolger*. Hg. v. Jens Haustein. Göttingen, Wallstein 2002.

Rechtzeitig zum 80. Geburtstag von Karl Stackmann erschien ein Sammelband mit zehn Beiträgen des Göttinger Altgermanisten aus den letzten zehn Jahren. Dieser dritte Band der Kleinen Schriften (nach ‚Mittelalterliche Texte als Aufgabe‘, 1997, und ‚Philologie und Lexikographie‘, 1998) ist thematisch durch den Aspekt der Gattung verbunden: Zu Sangspruchdichtung und meisterlicher Liedkunst werden vielfältige Zugänge erprobt. Der Herausgeber der Sangsprüche Heinrichs von Mügeln (1959) und der Göttinger Frauenlob-Ausgabe (1981) nimmt mehrfach diese Korpora zum Ausgangspunkt, um von detaillierter philologischer Analyse zu übergreifenden gattungs- und literaturgeschichtlichen Zusammenhängen auszuschreiten. Die beiden herausragenden Sangspruchdichter des frühen und späteren 14. Jh.s dienen dabei als Angelpunkt für die gesamte Gattungsgeschichte.

Der Bezug zu den beiden „alten Meistern“ kann auf der lockeren Bindung der Tongleichheit beruhen, so wie bei einem im 15. Jh. überlieferten Rätsel in einem Ton Frauenlobs, dessen kryptischer Gehalt durch zeilengenaue Analyse weitgehend entschlüsselt werden kann („Rat, was ist das?“). Explizit wird das literarhistorische Anliegen, das Bild der Gattung in ihrem Verlauf zu entwerfen, in den Beiträgen, welche vergleichend die Übernahme hergebrachter Formen und Motive und die Auseinandersetzung mit Vorbildern untersuchen. Wenn dargestellt wird, wie Mügeln Exempel aus der antiken Geschichte verarbeitet („Exempel nach Valerius Maximus im Traumton Heinrichs von Mügeln“), wie er eine Strophe Frauenlobs variiert („O her, du edels krut“) oder wie seine Minnedichtung in Gegenüberstellung mit der Vorgabe Frauenlobs gedeutet werden kann („Minne als Thema der Sangspruch- und Lieddichtung Heinrichs von Mügeln“), dann wird über die intertextuellen Bezüge die Gattungsgeschichte durchsichtig. Wo diese Untersuchungen genau herausstellen, wie der Gattungsrahmen durch beständige Auseinandersetzung und Entgegensetzung weiterentwickelt wird, da zeigt die Analyse zweier Meisterlieder in einem Ton Frauenlobs („Wiederverwerteter Frauenlob“) die sinkende Innovationskraft gegen Ende der Gattungsgeschichte: Es geht dem Meister hier nicht mehr darum, „in Auseinandersetzung mit einem berühmten Vorgänger dessen Thema eine neue, womöglich kritisch gegen ihn gerichtete Wendung zu geben“, sondern um die „Wiederverwertung“ der „Gedanken eines alten Meisters in einem etwas veränderten Arrangement“ (S. 121). Ein Beitrag, der versucht, aufgrund der meisterlichen Lieder in Tönen Frauenlobs den Gesamtkomplex anonymer meisterlicher Lieder aufzuschließen und in seiner Funktion für die Gattungsentwicklung vorzustellen („Das anonyme meisterliche Lied“), schließt dementsprechend auch mit der – bewusst offen gehandhabten – Erwägung, ob eingehendere Behandlung meisterlicher Liedkunst dem Literarhistoriker dienlich ist – sofern es nicht allein um die „Schulung des Qualitätsgefühls“ (S. 199) geht, also gewissermaßen um die Folie, vor der die Dichtertexte gesehen werden.

Das Streben nach literarhistorischer Einstufung und das Festhalten an philologischer Akkuratessie bedeutet keine Abschottung gegenüber neueren Strömungen. Wenn anhand der Editionsfrage einiger Mägeln-Strophen die Tauglichkeit von Editionen für veränderte Fragestellungen untersucht wird, wie sie etwa im Rahmen der „New Philology“ mit betontem Augenmerk auf handschriftliche Überlieferungsvarianz herausgestellt wurden („Varianz der Worte, der Form und des Sinnes“), dann wird unvoreingenommen abgewogen, wie wissenschaftliche Vorgehensweisen und Frageinteressen zueinander stehen.

Die Beiträge dokumentieren deutlich die Vielfalt der Aspekte, unter denen der Gattungskomplex angegangen werden kann. Einen Ausblick in die Rezeptionsforschung bietet der Vergleich der Literaturvorlesungen des Joachim von Watt (1513f.) mit der Poetik zeitgleicher Meisterlieder („Quaedam Poetica – Die meisterliche Dichtung Deutschlands im zeitgenössischen Verständnis“). Die durchgängig reiche Dokumentation lässt etwa einen Überblick über Ausprägungen der Mariendichtung („Magd und Königin“) zum kompakten Abriss von Aspekten der Marienverehrung vom Frühmittelalter bis Luther werden. Vollends zum einschlägigen philologischen Handwerkszeug wird der Band durch die umfangreiche „Selbstrezension“ der Frauenlob-Ausgabe („Frauenlob [Heinrich von Meißel] – eine Bilanz“, 56 Seiten), in der Stackmann zehn Jahre nach dem Erscheinen Anregungen und Kritik aus zahlreichen Rezensionen und aus der mittlerweile erschienenen Forschungsliteratur bündelt und kommentiert. Neben einem kurzen Abriss der Gestaltung der Ausgabe werden stellengenau über einhundert Änderungsvorschläge zur Ausgabe verzeichnet und zum großen Teil besprochen. Diese wichtige Ergänzung, zuvor nur in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen erschienen, wird durch den Sammelband wesentlich besser verfügbar.

Im Druck sind die einzelnen Beiträge formal aufeinander abgestimmt sowie die Querverweise neu gestaltet (S. 54: statt „s. o. S. 104“ lies „S. 42“). Da die Nachweise normalerweise nicht aktualisiert sind (Ausnahme: S. 28, Anm. 55 sowie Querverweise auf die Bände der Kleinen Schriften), ist allenfalls anzumerken, dass eine deutlichere Markierung des Ersterscheinungsdatums nützlich wäre. Sehr vorteilhaft ist die Erschließung des Bandes durch ein Personen- und Werkregister sowie durch lebende Kolummentitel – als Sammlung von Analysen, Anregungen und Ansätzen wird er so vorzüglich nutzbar.

*Martin J. Schubert, Berlin*